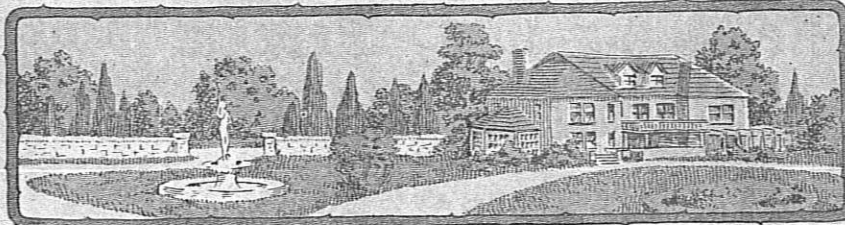
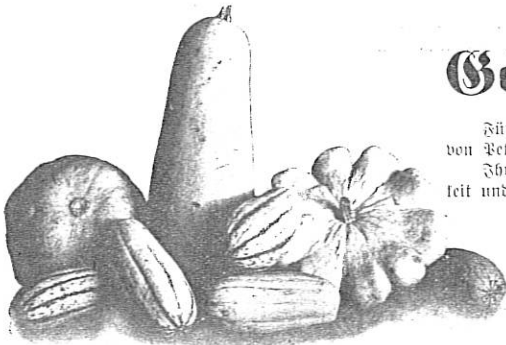


Abendsschule





Gutes Gemüse.

An alle Liebhaber von Gemüse, Blumen und Pflanzen.

Für 10c nur senden wir Ihnen unseren Samenkalog in deutscher Sprache nebst 4 großen Paletten von Peterfilie, Bremer Rind Tomaten, Roter König Radies und Kohlrabi-Samen.
Ihr erster Versuch wird für alle Zeit beweisen, daß unsere M. & S. Samen von höchster Keimfähigkeit und Beschaffenheit sind.

Ein jeder wird dieses Frühjahr aufgefordert, so viel Gemüse wie möglich zu pflanzen. Preise für alle Lebensmittel werden immer teurer, darum bebauen Sie Ihren eigenen Garten und arbeiten vor für den Winter.

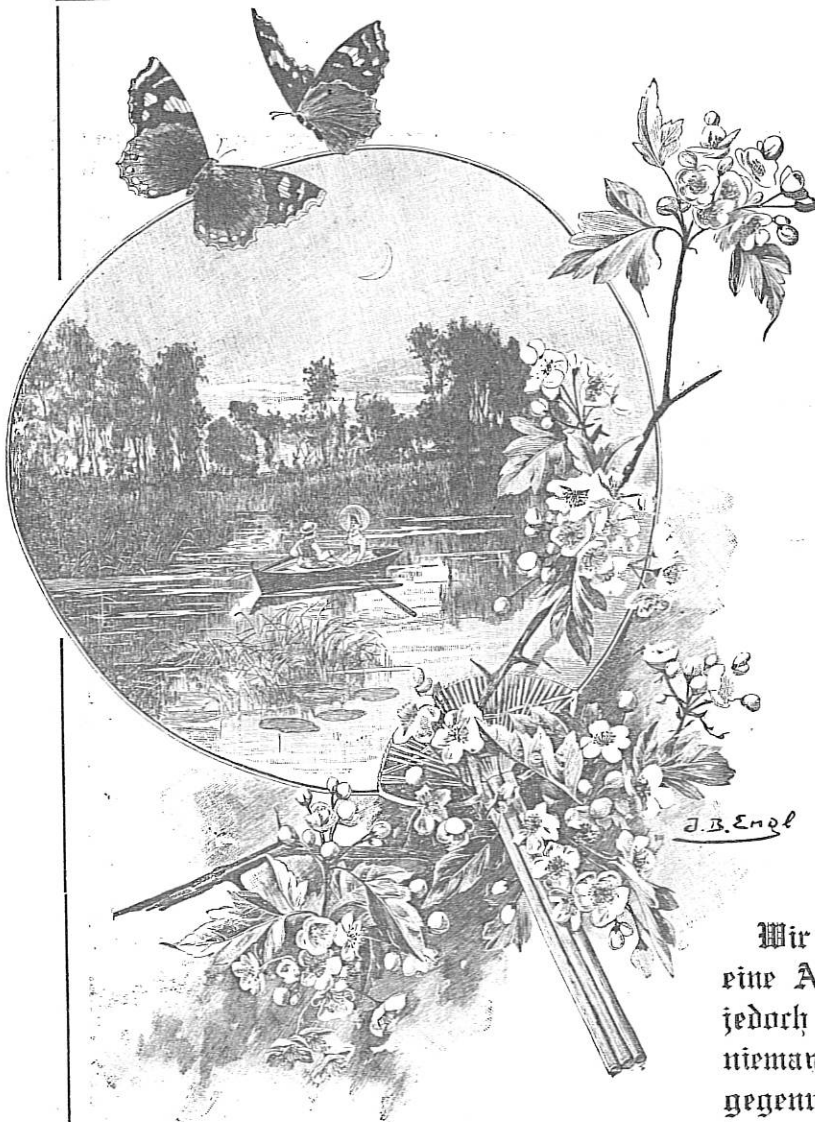
Schreiben Sie uns sofort und legen 10c in Briefmarken ein.

THE MEYER-STISSER CO.'S SEED HOUSE,

Das reelle Samengeschäft,

32 Light Street,

Baltimore, Md.



Die Osternummer

der

"Abendschule"

erscheint am 28. März und wird für die segensvollen Festtage des Palmsonnags und der Konfirmation, des Karfreitags und des fröhlichen Osterfestes eine reiche Fülle gewählten Lesestoffes und vorzüglichen Bilderschmuckes enthalten und eignet sich als Festgruß zur Versendung an Freunde und Verwandte.

Wir versenden diese Nummer an irgendeine Adresse für 15 Cents. Man bestelle jedoch rechtzeitig, damit nachher niemand enttäuscht werde; denn bei den gegenwärtigen Papierpreisen muß die Auflage genau bemessen werden.

Ein Ostergruß von Wert und Gehalt —
ein Panier in schwerer Zeit!

Louis Lange Publishing Co.,

ST. LOUIS,

MISSOURI.

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkleid“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefte im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Anzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

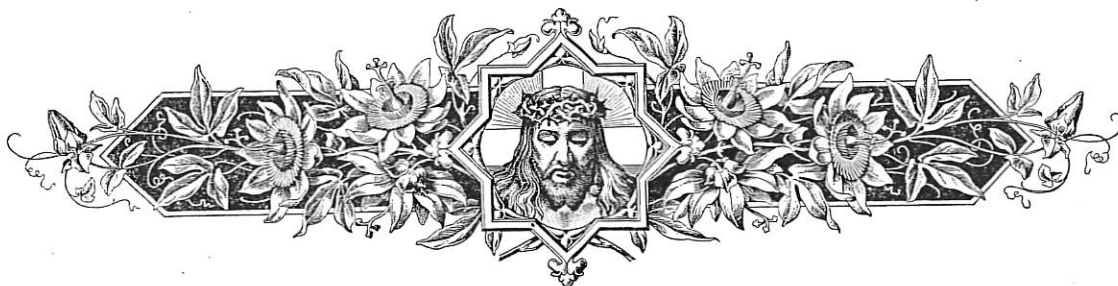
Jahrgang 64.

Heft 17.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 14. März 1918.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.



.. Die Macht der Gnade. ..

Für die „Abendschule“ von G. B. Wolter.

Wie heißt die wunderbarste Macht auf Erden?
Ist's Leibeskraft, des Riesenarmes Ruhm?
Ach nein, ein kalter Luftzug kann gefährden,
Denn alles Fleisch ist wie des Grases Num'.

Sind's Waffen blinkend, die da drohend klirren,
Wenn bei der Krieger Schritt die Erde bröckelt?
Ach nein, denn wenn Granaten plätschend schwirren,
Der grimme Tod auch Helldenmut verhöhnt.

Ist's Schärfe und Verstand im Reich der Geister,
Wenn ihren Federkrieg sie führen heiß?
Ach nein, der Klügste findet seinen Meister,
Der wiederum erfährt, daß nichts er weiß.

Ist's die Natur in malerischen Farben?
Das goldne Morgen- und das Abendrot?
Das Meer, der Wald, ein Feld voll reifer Garben?
Ach nein, auch das befriedigt nicht im Tod.

Ist es die graue Hölle macht der Sünde,
Die diese Welt gemacht zum Trübsal?
Gott sei gelobt, ein' andre Macht ich finde,
Die aufschließt den verschloß'nen Himmelsaal!

Ist es der Tod, der König aller Schrecken?
Zwar Millionen zittern, wenn er winkt,
Doch die nicht, die der rechte Stab und Steden
Durchs Dunkel tröstend führt und ihn bezwingt.

Stark ist die Macht des Guten, wie des Bösen —
Die stärkste Macht jedoch auf dieser Erd'
Das ist die Macht der Gnade zu erlösen,
Der Sieg des Christ, des Lebens wahrer Wert.

Die Macht der Gnade hat den steifen Nacken
Schon manches Starken vor das Kreuz gebeugt;

Buht' eines Saulus schraubend Herz zu packen,
Der vom Gekreuzigten nun selber zeugt.

Die Macht der Gnade war's, die einst die Krone
Viel tausend Märtyrern aufs Haupt gesetzt,
Die dort in weißen Kleidern vor dem Throne
Des Lammes, ihres Gottes, jauchzen jetzt.

Die Macht der Gnade ist es, die noch immer
Den klugen Bibelkritikern hält stand;
Der Macht der Gnade weicht aller Schimmer
Der Menschheitsweisheit, eitler Werke Land.

Die Macht der Gnade schafft uns sel'ge Augen,
Auch die Natur im rechten Gotteslicht
Zu schau'n und Gottes Gaben zu gebrauchen,
Daß seinen Segen er dazu uns spricht.

Die Macht der Gnade nur besiegt die Sünde,
Zerreißt des Satans Strick, befreit vom Fluch,
Erneut den Sünder ganz zum Gotteskinde,
Schreibt seinen Namen in das Lebensbuch.

Die Macht der Gnade süßet Not und Leiden,
Gibt Trost und Seelenruh' durch Jesum Christ,
Sie führt durch dunkle Nacht zu ew'gen Freuden,
Zur Seligkeit, die unaussprechlich ist.

Die Macht der Gnade zwingt den Fürst der Schrecken,
Den Tod, der Christen eine Larve ist,
Daß froh sie jubeln in den Sterbedecken:
Komm, Tod, du bist mir süß durch Jesum Christ!

O Jesu, dein, d e i n ist die Macht der Gnade!
Nuf' auch mich Armen in dein Haus herein
Und mich an deine Gnadentafel lade,
Die hier mich labt — dort wird das Vollmaß sein!



Aus der Zeit für die Zeit.



Wer hat ein Heim?

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 8, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Unter allen materiellen Gütern dieser Erde ist ganz besonders heute, in den Tagen des Weltkriegs und seiner Unrast und Wirrsale, das Beste ein glückliches Heim! Unter Heim ist nicht nur Haus und Garten zu verstehen, sondern vor allem Familienglück. „Eigentümer eines Hauses“ und „Besitzer eines Heims“ sind Begriffe, die sich sehr wohl vereinigen lassen: der Besitz von unsern Tagen oft getrennt gehalten werden müssen: der Besitz von Haus und Garten bedeutet nicht immer den Besitz eines Heims. Ein Magazin stellte jüngst die Frage: „Was ist das Heim?“ und erhielt 800 Antworten. Sieben, die der Schriftleiter „Edelsteine“ nannte, wurden veröffentlicht und lauten: „Das Heim schließt eine Welt von Streit aus und beherbergt eine Welt von Liebe.“ „Das Heim ist ein Platz, wo die Kleinen groß und die Großen klein sind.“ „Das Heim, des Vaters Königreich, der Mutter Welt und der Kinder Paradies.“ „Das Heim, der Platz, wo wir am meisten murren und am besten behandelt werden.“ „Das Heim, der Mittelpunkt unserer Zuneigung, um den sich unsere besten Wünsche schlingen.“ „Das Heim, der Platz, wo unser Magen täglich drei gute Mahlzeiten, unser Herz aber tausend bekommt.“ „Das Heim, der einzige Platz auf Erden, wo die Fehler und Mißgriffe der Menschen mit dem Mantel der Liebe verborgen werden.“ Wenn so viele das Heim loben, gilt um so mehr zu bedenken, daß der Besitz eines Hauses noch keineswegs dieses zu einem Heim macht. Wie viele Ehepaare versagen sich jahrelang selbst die bescheidensten Freuden und Annehmlichkeiten des Daseins, legen sich Entbehrungen auf an Nahrung, Kleidung und Wohnraum, um genügend Geld zusammenzusparen für den Ankauf eines größeren Hauses, durch dessen teilweise Vermietung dann nicht nur alle Unterhaltskosten bestritten, sondern auch ein Einkommen gesichert werden soll. Wenn aber schließlich die Zeit kommt, da die bejahrten Leute von ihrem Anwesen Besitz ergreifen, finden sie in der Regel, daß ihrer bloß ein Haus harret. Vergebens suchen sie im großen Hause das Heim. Im Vatikan sind 1,500 Zimmer, der Winterpalast in St. Petersburg enthält noch mehr, beide Paläste können jedoch nicht als Heim bezeichnet werden. Das ideale Heim ist etwas anderes; es kann auch im Häutchen, im kleinsten Raume sein. „Ein trautes Weib, ein herzig Kind, das ist mein Himmel auf Erden!“ sagt daher der Dichter und kommt dem Begriff eines echten Heims schon beträchtlich näher. In den Worten ist aber zugleich erklärt, warum so viele, die zwar längst ein Haus besitzen, wohl gar ein schönes Haus, dennoch kein Heim haben. Ach, wie viele sind so häufig außer Hause, vielleicht nie zu Hause! Sie haben ein Heim gegründet, aber sie sind nie daheim, sie haben ihr Haus gebaut, aber sie sind nicht glücklich in ihren vier Wänden. Der Mann geht ins Wirtshaus, in den Verein, in den Klub, die Frau geht zu Gesellschaften, zum Kaffee, zum Tee, oder beide zusammen machen alle Vergnügungen mit, in der Meinung, draußen blühe ihnen das Glück. Zu Hause bleiben, gute Lektüre pflegen, Gedankenaustausch halten, sich mit den Kindern abgeben, ihnen mit den Schulaufgaben voranzuhelfen — schrecklicher Gedanke, wie kann man das nur aushalten? Da ist's beim Kartenspielen oder Billardspiel und in Gesellschaft doch viel unterhaltender! O, wie wird heute das Familien- und das ganze Volksleben durch dieses „nie zu Hause“ wie von einem Krebsgeschaden durchfressen! Und woher kommt das? Meist schon daher, daß man die Ehe nicht in der rechten Weise begann, mit dem Dritten im Bunde! Wie anders stünde es, wäre das Wort beherzigt: „O selig Haus, wo man dich aufgenommen, du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ; wo unter allen Gärten, die da kommen, du der gefeiertste und liebste bist!“ Ja, das ist die Ursache, warum es so sehr viel heimliche Not auf Erden gibt! Das ist nicht die schlimmste Not, welche vor aller Augen ist. Viel schwerer wiegen die Tränen, die im geheimen fließen, die Sorgen, welche ängstlich im Herzen verschlossen bleiben und darin wurmen, der Kummer, davon niemand wissen darf. Man sieht es den Häusern nicht an, wie viel Not sie bergen; man sieht es oft den Menschen nicht an, welche innere Kreuzeslast sie mit sich

herumschleppen. Und warum? Ach, die Ehegatten verstehen sich nicht. Das Heim sollte ihnen das Beste auf der Welt sein, der ideale Ort des Friedens, der Ruhe, der Gemütlichkeit, — ist es aber nicht. Wahrlich, der Mann, der mit allem Fleiße zuerst und zunächst sich ein glückliches Heim beschafft, ist schon dem Lande und der Bürgerschaft viel wert, denn er wirkt wahrhaft grundlegend; und die Frau, die vor allem ihren Mutterpflichten lebt und bestrebt ist, dem Gatten und ihren Kindern den besten Ort auf Erden, ein trautes Heim, zu schaffen, verrichtet die edelste und wichtigste Kulturarbeit, denn sie wirkt wahrhaft grundlegend, und sie tut für das Wohl des Landes mehr als alle Suffragetten und alle Pierpuppen jung und alt auf einem Klumpen! Je besser Männer und Frauen ein Heim schaffen, um so höher steht das Volk! In einem Heim, das der vollen Bedeutung eines solchen entspricht, vermögen Gemüt, Herz und Seele sich von den Wunden zu erholen, welche das tägliche Leben schlägt. Das hat selbst einer der größten Staatsmänner, der sich nirgends wohler fühlte als daheim, dankbar bekannt mit den Worten, die zugleich auf den einzigen rechten Quell und Vorrat eines wahrhaft glücklichen Heims verweisen: „Gott hat mir reichen Segen gegeben, daß mein Familienleben ein sehr glückliches ist.“ Die allerdrückendste Not ist gewiß das Gefühl der Verlassenheit. Zu keiner Zeit haben wir so große Not, als wenn wir das Bedürfnis der Gemeinschaft fühlen. Gemeinschaft ist aber etwas anderes als ein bloß äußerliches Beisammensein. Geselligkeit und Gesellschaft sind auch noch nicht Gemeinschaft. In Ueberfluß bietet die Welt Geselligkeit und Gesellschaft, aber, wenn's darauf ankommt, wie wenig inneres Verständnis findet dann einer beim andern, wie wenig herzliche, seelische Teilnahme! Wahre Gemeinschaft findet die Seele nur in Gott, in dem durch den Würger aller Sünden versöhnten, gnädigen Gott, und dann, wo diese Macht der Gnade regiert zwischen Mann, Weib und Kindern, im christlichen Heim und der christlichen Gemeinde. Da ist denn das Heim das Beste auf der Welt, ein Vorort des ewigen, himmlischen Heims. „Glaubst Du an den Himmel?“ fragte einer einen Heimglücklichen. Seine kurze, unübertreffliche Antwort war: „Aber gewiß, ich wohne ja dort!“

Eisenbahnen unter Bundeskontrolle.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 8, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

In der Geschichte der national-wirtschaftlichen Entwicklung des Landes wird der 22. Februar als ein „Red Letter“-Tag gelten. Im Bundesessenat gelangte die Eisenbahnvorlage der Regierung zur Annahme. Sie bevollmächtigt den Präsidenten, den Eigentümern der Eisenbahnen die jährlich zu zahlende Entschädigung festzustellen, nach Maßgabe der Reineinnahmen der Bahnen während der Jahre 1915, 1916 und 1917. Dem Präsidenten wird das Recht erteilt, neue Fracht- und Passagierrenten anzusehen, die Zwischenstaatliche Handelskommission aber hat in allen Ratenfragen die endgültige Entscheidung zu treffen. Die Bahnen sollen, solange der Krieg währt, und noch 18 Monate nach Friedensschluß unter Bundeskontrolle und in Bundesbetrieb bleiben. Das sind die wesentlichen Bestimmungen der Vorlage. Sie ging sofort dem Respräsidentenhaus zu und wurde dort am 28. Februar gutgeheißen, nur daß die Frist nach dem Kriege, während welcher der Regierungsbetrieb der Bahnen aufrecht erhalten werden soll, sogar auf 2 Jahre festgesetzt wurde. Hierüber einigen sich beide Häuser noch ohne Schwierigkeit. Damit ist aber nunmehr eine hochwichtige Entscheidung gefallen; seitens des Kongresses ist nämlich jetzt der erste bindende Schritt getan zur Verbundlichung der Bahnen, ein großer, den künftigen Kurs der Nationalwirtschaft beeinflussender Schritt. Denn indem man die Bundeskontrolle und den Bundesbetrieb aller Eisenbahnen des Landes auf eine so lange Frist nach dem Ende des Krieges festsetzte, ist es leicht möglich, daß sie beide den vollen Bundesbesitz herbeiführen. Und von dem Grade der Leistungsfähigkeit des staatlichen oder bundlichen Eisenbahnbetriebes wird es zugleich abhängen, wie bald diese Vollmacht auf andere große Nutzbarkeiten, z. B. den Telegraphen, ausgedehnt werden wird. Die Ansicht, daß die großen Nutzbarkeiten Gemeingut des Volkes werden und, wie das Postwesen, zu Nutz und Frommen der ganzen Nation verwaltet werden sollten, gewinnt immer mehr Befürworter.

Wasserwege und Wasserkräfte.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 8, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

In jüngster Zeit ist wieder viel von der schlechten Beschaffenheit der großen natürlichen und künstlichen Wasserstraßen unseres Landes die Rede, der Vernachlässigung der Flußregulierung und Kanalisation einerseits und dem mangelhaften Schiffsverkehr andererseits. Eintretendes Tauwetter, ernste Flutgefahren, Schiffszerkürümmerungen durch Eischollen und fühlbarer Mangel an Transportmitteln haben das Problem dem Volke aufs neue ins Gedächtnis gerufen, zumal auch das „National Council of Defense“ der Regierung in sehr ernsten Worten die Notwendigkeit darlegte, in dieser Zeit des Krieges und der Not unsere Wasserwege besser für Transportzwecke auszunutzen. Wir haben 56 Kanäle und 102 Flußläufe, die samt und sonders der Schifffahrt gehörig dienen könnten, deren Benutzung aber eine armelig geringe ist. Die Tiefe der Kanäle variiert von 4 Fuß, wie z. B. im Black River-Kanal, bis zu 36 Fuß im Lake Washington und Puget Sound-Kanal. Der Erie-Kanal ist mit 387 Meilen der längste, der kürzeste, etwa eine Meile lang, ist der Sault St. Marie, zugleich der befahrenste. Die gesamte Länge aller Kanäle beträgt 3,060 Meilen. Dagegen haben die 102 großen Flußläufe eine Gesamtlänge von 48,780 Meilen. Gesamtlänge bedeutet freilich nicht schiffbare Länge, aber auf einer ganz gewaltigen Strecke dieser 48,780 Meilen könnte Handel getrieben werden, und wenn nur die richtige Stromregulierung befolgt würde und Frachtschiffe der rechten Bauart in genügender Zahl vorhanden wären, so könnte viel Frachtgut fortbewegt werden zur Verkehrs-erleichterung der überbürdeten Eisenbahnen. Vehnlich steht es mit den Wasserkräften des Landes. Obwohl Kohle und Öl in den Vereinigten Staaten noch in ungeheuren Mengen vorhanden sind, haben wir nicht nur ihr Ausbleiben und Fehlen schon gespürt, sondern müssen uns auch vergegenwärtigen, daß sie nicht unerschöpflich sind, daß aber Wasserkraft den billigsten und am ehesten unbegrenzlichen Ersatz bildet. Viele Staaten sind besonders reich an leicht erlangbarer Wasserkraft. Die drei Staaten California, Oregon und Washington allein besitzen 44 Prozent der Wasserkräfte des Landes, haben aber bis heute nur 5 Prozent davon in Benutzung. Die verfügbare Wasserkraft der Vereinigten Staaten ist jüngst auf 60,713,200 Pferdekräfte berechnet worden (davon hat z. B. New York 4,242,000, Illinois 441,000, Minnesota 560,000), aber bis jetzt finden erst 5,321,600 Pferdekräfte davon Verwendung, was nur den bescheidenen Prozentsatz von 8.8 ergibt. Welch tausendfachen Nährgefühle könnten diese brach liegenden Kräfte treiben!

Der Tod fürs Vaterland.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 8, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Großes Interesse und viel Erörterung ist in England, Frankreich und Deutschland, neuerdings auch hier in unserem Lande wahrgenommen worden über den Heldentod auf dem Schlachtfelde. Nicht nur Laien, sondern auch viele Prediger, manche in hoher Stellung, haben die Soldaten auf dem Schlachtfelde zu begeistern gesucht durch die Versicherung, daß, wenn sie in mutvollem Kampfe für die Sache ihres Landes und die Freiheit der Völker fallen, sie stracks zum Himmel gehen, einerlei, was ihr Vorleben gewesen sein mag. Man versichert ihnen, daß ihr Heldentod hinreichende Sühne sei für begangene Sünden, und daß sie der rettenden Gnade gewiß sein können. Es ist in der Tat überraschend, daß so viele sogenannte Christen und christliche Prediger in diesen aufgeklärten Ländern eine solche verderbliche, durchaus heidnische Lehre predigen. Daß ein Mensch für seine Sünden genugtu und den Himmel erwerben kann, indem er den Heldentod in der Schlacht stirbt, ist weder biblisch noch christlich begründet, sondern ausgesprochenes Heidentum. Die alte griechische und römische Götterlehre verkündigte, daß brave Helden nach dem Tode belohnt und bei den Göttern leben würden. Mohammed lehrte, daß gläubige Moslems, die tapfer im Kampfe fielen, ins Paradies getragen und mit allen Sinnenfreuden belohnt werden würden. Die alte germanische Mythologie war eine Verherrlichung des Krieges und lehrte, daß die Helden und tapferen Krieger, die freudig ihr Leben hergaben, zur Walhalla eingingen und mit Wodan und Thor in glückseliger Gemeinschaft leben würden. Und diese selbe greuliche Lehre der Heiden ist in der heutigen Christenheit im Schwange! Das war ja gerade die Lehre der Werkgerechtigkeit, gegen die Christus zeugte, Paulus erörterte und Luther kämpfte. O, es wird noch dunkler werden auf Erden, als es jemals gewesen ist, wenn solche Heidentheorie Geltung erlangt! Nur durch

den einen Gottmenschen, Jesus Christum, ist allen Sündern Gnade und Erlösung geworden in seiner heiligen Passion. Fürwahr, die christliche Kirche singt es nicht zu viel: „Al' Sünd' hast du getragen, sonst müßten wir verzagen; gib uns deinen Frieden!“

Sparbarkeit und 3. Freiheitsanleihe.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 8, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Seit Monaten lauten die amtlichen Mahnungen von Washington an das ganze Volk, daß es Sparbarkeit übe, die Sparbarkeit verdoppele. Wir leben in einer kritischen Zeit. Nicht nur der Krieg erheischt vielseitige Opfer, sondern auch Witterungsverhältnisse und Hagier haben mitgewirkt, die jetzige Lage zu schaffen: furchtbares Winterwetter hat den Verkehr gehemmt, Rohlennot hat große Unbequemlichkeiten erzeugt, ungeheure Getreidevorräte konnten nicht befördert werden, Nahrungsmittel wurden zurückgehalten, weil die Besitzer immer höhere Preise abwarten wollten, oder verfaulten und verfaulen. Das Volk aber hat es zu büßen, und es muß jetzt sparen, doppelt sparen. Es soll aber auch der Regierung helfen! Jedermann soll Hilfe leisten. Es ist ganz einerlei, wer wir sind und was unsere Ansichten in Bezug auf die Ursachen des Krieges gewesen sind — unser Land ist im Kriege, und es ist die heilige Pflicht eines jeden Bürgers, treu zur Flagge, zur Regierung, zur Obrigkeit, zum Volke zu stehen. Das ist Bürgerpflicht. Das ist biblisch zugleich. „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Wer sich wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebt Gottes Ordnung.“ Die Regierung hat viel Geld aufzubringen und appelliert immer wieder an alle ihre Bürger. Sie kennt in dieser Hinsicht keine Kirchengemeinden, die, etwa auf der Lehre von der Trennung von Kirche und Staat fußend, eine Ausnahmestellung einnehmen wollen, sondern sieht alle und jeden einfach an als Bürger. Gerade solche, die als Gemeindeglied, als Glied einer Kirche, sich ihrer Pflicht als Bürger entziehen wollen, vernichten da Kirche und Staat, — nicht die Regierung, solange sie nichts Schriftwidriges befiehlt, sondern nur Bürgerpflichten verlangt. Die Regierung hat jetzt 350,000 Agenturen im ganzen Lande zum Verkauf von „Trust Stamps“ (25c) und „War Savings Stamps“ (\$5), in allen Postämtern, Banken, Schulen u. s. w., so daß jedermann ihr gegen gute Zinsen und ausreichende Sicherheit Geld leihen kann. Auf den 6. April, den ersten Jahrestag des Eintritts der Vereinigten Staaten in den Krieg, soll nun die 3. Freiheitsanleihe eröffnet werden. Die Kampagne wird 3—4 Wochen dauern. Aus der Tatsache, daß die Gesamtsumme der Anleihe von weiterer Gesetzgebung abhängig sein wird, scheint hervorzugehen, daß sie mehr als \$3,600,000,000, der Rest der autorisierten, aber nicht verausgabten Bonds, betragen wird, und die Tatsache, daß die Schuldscheine, die jetzt in Erwartung der Anleihe verkauft werden, 4½ Prozent Zinsen tragen, deutet auf die Zinsrate dieser 3. Freiheitsanleihe hin. Diese Bekanntgabe erfolgt deshalb so zeitig, damit jedermann sich vorbereiten kann. Die Banken allein können nicht für des Landes Bedürfnisse sorgen, die Reichen allein auch nicht; die Pflicht ist jedermanns Pflicht, daher sollen Männer, Frauen und Kinder nach Kräften und Vermögen dem Gebote der Obrigkeit, zu sparen und mitzuhelfen, gehorham sein.

Der Zug vom Lande zur Stadt.

Mehr als je locken Stadt und Industriezentren die auf dem Lande geborene und aufgewachsene Jugend an mit Versprechungen goldener Berge. Infolge der auf den Krieg zurückzuführenden Ausdehnung vieler Industrien vollzieht sich eine Bevölkerungsverchiebung, die für die Zukunft von einschneidender Bedeutung sein mag. Viele Städte, sonderlich des Ostens, wachsen zusehends, dem flachen Lande aber werden dabei Kräfte entzogen, die sehr schwer zu ersetzen sind. Immer mehr erheben sich Klagen darüber. Es fragt sich nun, ob der Umzug vom Lande in die Stadt die Hoffnungen der jungen Männer erfüllen wird. Unleugbar verdienen sie fürs erste oft gut — ebenso unleugbar aber ist, daß fleißige Landwirtschaft gerade in dieser Zeit eine lohnende und zugleich patriotische Arbeit ist. Dagegen ist lange nicht maßgebend, wenn Zeitungen berichten, daß der Sohn eines gewöhnlichen Farmers zur Stadt zog, von Stufe zu Stufe emporkam und ein schweereicher Mann wurde; denn auch die vielen Fehlschläge zahlreicher Zuwanderer bleiben verschwiegen. Im allgemeinen kommt heute ein Jüngling vom Lande nicht mehr so leicht in der Stadt voran wie zur Zeit, als Amerika jung war: die Geschäftsverhältnisse sind andere geworden und erfordern viel Vorschulung. Mancher verläßt ein Heim — und findet nie eins wieder. „Ost oder West — daheim das Best!“ W.

Rankengewächse und Bamersträucher.



Die zierliche Klematis.

in unbergleichlicher Schmuß unserer Häuser und Veranden, Gärten, Lauben, Zäune und Mauern sind die Schling-, Ranken- und Kletterpflanzen. An dem schlichten Spalier des Hüttchens, an der bescheidenen Laube des Hausgartens, am vornehmen Prunkpavillon des Großbesitzers, im weitgedehnten Parke, kurz, in kleinen und großen, armen und reichen Gärten, an Palästen wie an Hütten, überall bietet sich für den Fachmann wie den Laien Gelegenheit, durch schöne Veranlagungen hervorragend malerische Haus- und Gartenbilder zu schaffen.

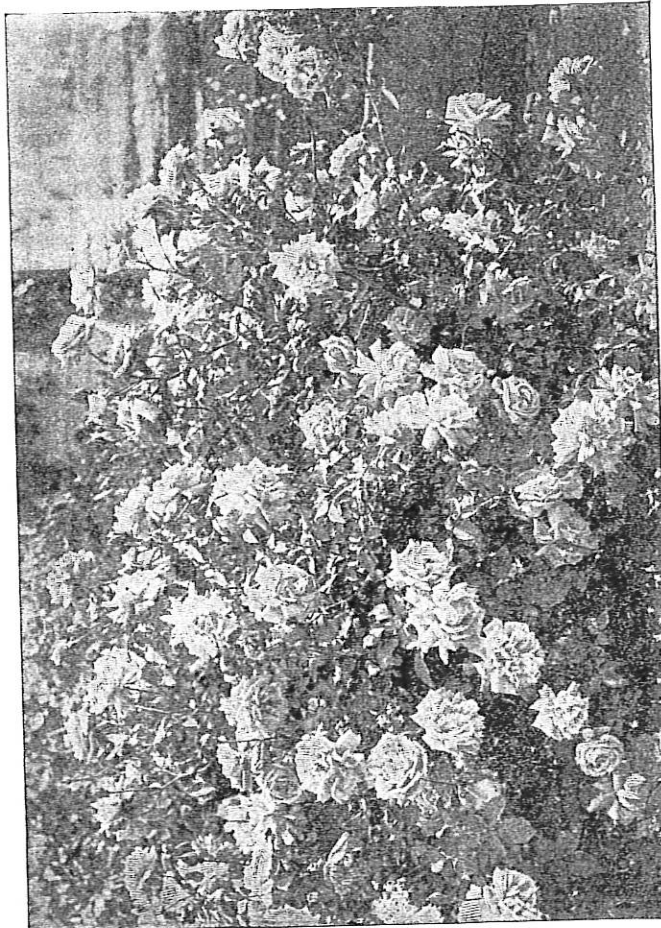
Liebevoll — ein Bild der Treue, der Hoffnung, des Friedens — umhüllt der traute Efeu mit immergrünem Blätterkleide den Giebel des altersmüden Witwenhäuschens, dicht umprangt die Kletterrose, zahllose Brautkränze windend, Veranda und Zaun des Nachbarhauses, lustig flattert am Sprossentwerk der zierlichen Pergole die leicht bewegliche Klematis mit ihren dunkelblauen Blüten im Winde, und üppig klettert am hohen Spalier das grüne Gerant des Wildweins, seine Blattfinger spreizend, als wollten sie möglichst viel Sonnenschein erhaschen. In glühendem Rot, zartem Rosa, schneeigem Weiß und lichtem Gelb nicken die verschiedensten Rosen- und Blütensträucher an der sonnigwarmen Hausseite, zierlich schwingt sich die Guirlande der weißen und roten Feuerbohne von Pfahl zu Pfahl, und selbst im Gemüsegarten hängen die entzückend hübschen, bunten Blüten und Früchte der Zier Kürbisse am Gitterwerk. Im weiten Parke aber entfalten die Klettergewächse, Schling- und Rankenpflanzen vollends ihre großartigste Wirkung. Da klammern sich die Zweige der wilden Waldbreue und der verschiedensten Lianen an Baum und Strauchwerk, schmücken es im Sommer mit Blüte und Duft und im

Herbst mit farbenbuntem Blättergewirr; da wuchern hier die Schlingrosen in unglaublicher Fülle mit herrlichstem Flor am steilen Hang, da schwingen dort die hochwachsenden Gattungen der Lianen im höchsten Baumwipfel das singende Vöglein und das heisende Eichhörnchen.

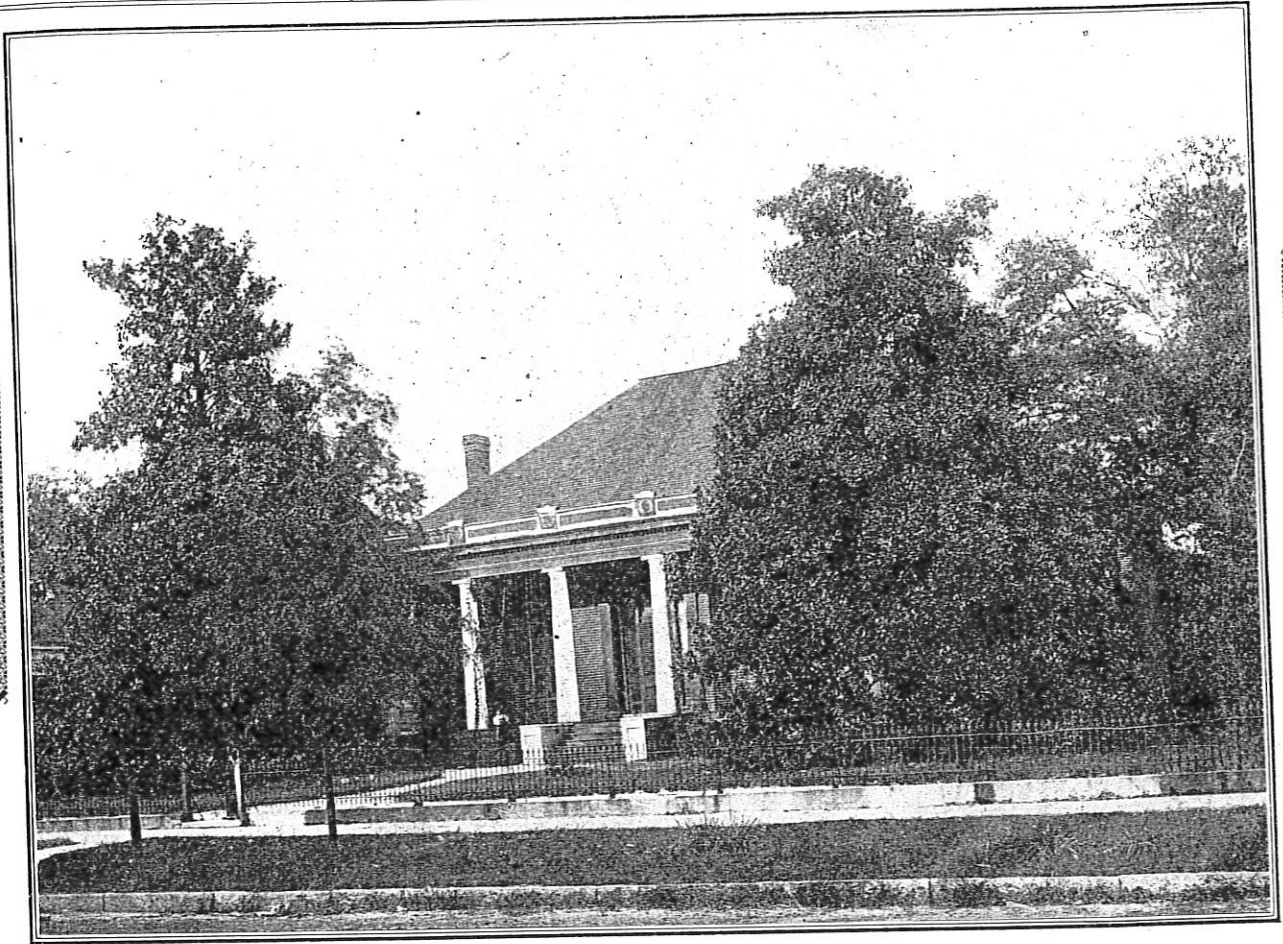
Wie mannigfaltig, formenreich und anheimelnd sind nach Ausdruck und Wesen die Bilder, die uns Menschen die Schling- und Klettergewächse vor Augen führen! Aber immer noch finden diese dankbaren, freundlichen Kinder Floras allzu wenig Verwendung, besonders an städtischen Wohnhäusern und Reihenhäusern, vielfach auch noch an Villen und Landhäusern. An monumentalen Bauten oder an solchen Fassaden, die eine reiche Skulptur und schöne Verzierung aufweisen, würde allerdings eine Anwendung von Schlinggewächsen kaum von Vorteil, eine übermäßige Anwendung sogar geradezu unpassend sein; umgekehrt aber, je bescheidener und anspruchsloser die Architektur eines Hauses ist, je mehr ein Haus ländlichen Charakter trägt, je mehr glatte Wände, große, schmucklose Mauerflächen vorhanden sind, desto unentbehrlicher sind verzierende Rankenpflanzen. Aber nie darf der besondere Baustil, der architektonische Charakter auch bescheidener Wohnungen ganz und gar von dem Rankengeflecht verdeckt werden — es wäre des Guten zu viel! Auf der andern Seite — und das ist leider die Regel! — gibt es jedoch übergenug Gebäude, Mietskasernen, Reihenhäuser, Villen und Landhäuser, die in baukünstlerischer Hinsicht vollständig verunglückt sind, die aber,

wenn mit Schlinggewächsen umrankt, nicht nur ihre Fehler und Mängel verbergen können, sondern auch einen ganz andern Ton und Ausdruck erhalten und sich und ihrer Umgebung ein ungleich freundlicheres Bild dadurch aufprägen.

Die Rankengewächse können entweder zur einheitlichen Bedeckung ganzer Häuserfronten oder auch in Form von senkrecht, wagerecht oder im Bogen geführten Guirlanden und Bändern zur Schmückung einzelner Bauteile, oder zur Gliederung und Einteilung größerer Wandflächen dienen. Die Verwendung nur einer Art zur Bekleidung größerer Flächen gewährt eine ruhigere Wirkung als die Anpflanzung mehrerer. Wo es auf ruhige Gesamtwirkung ankommt, wird man also eine Fassade einheitlich bepflanzen, oder man wird die Flächen gleichmäßig mit derselben Schlingpflanze begrünen und die charakteristischen Linien des Gebäudes mittels



Prachtfülle der Kletterrose.



Schönes Heim mit Garten.

einer anderen Art oder Gattung hervorheben. Gerade, vollkommen glatte und reizlose Fassaden lassen sich auf diese Weise vorzüglich gliedern und beleben. Sehr hübsch ist es auch, die glatten Wandflächen frei zu lassen und nur die Gesimse sowie einige senkrechte Linien durch Guirlanden zu betonen. Oder man schmückt nur Vorsprünge, Ausbauten, Erker und Portale, Freitreppen, Veranden u. s. w. mit blühenden Schlingpflanzen, wählt aber für die Wandbekleidung solche, die nur durch ihre gleichmäßige Laubbede wirken. Recht eindrucksvoll wirkt es in manchen Fällen, etwa das Erdgeschoß mit einer anderen Art oder Gattung, die weniger hoch klettert, zu bekleiden als die Obergeschosse.

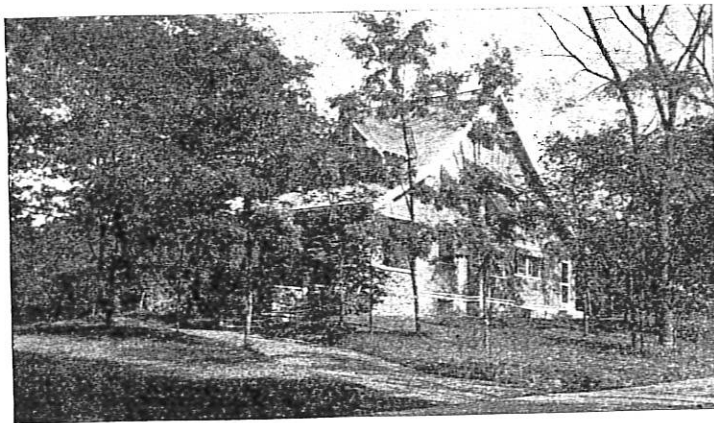
Kurz, Rankengewächse sind eine wertvolle gärtnerische und architektonische Handhabe. Mit etwas Phantasie läßt sich mittels derselben manch nettes, reizvolles, anheimelndes Bild schaffen, und es gibt wohl nichts, das einem Heim von außen ein so trautes, kosiges Aussehen verleiht.

Aber Dauersträucher — sogenannte Perennen (perennials), welche mit oder ohne leichten Schutz den Winter im Freien überdauern — gehören auch in jeden Garten, sei er noch so klein! Welcher Gartenfreund begehrt sie

nicht? Wie viele von uns sind immer auf der Suche nach den besten, blühwilligsten Sträuchern!

Unter den zahlreichen Arten der Ziergewächse, die für den Garten geeignet sind, verdienen die ausdauernden Blatt- und Blütenpflanzen besondere Beachtung. Gewinnen sie doch durch ihre verschiedene Blütezeit, durch die Form und Farben ihrer Blumen, durch die Gestaltung ihres Wuchses, die man ihnen leicht zu geben vermag, durch ihren Standort u. s. w. dem Besitzer viel Befriedigung und dem Beschauer viel Bewunderung ab! Man hat unter ihnen eine so große Auswahl, daß allen Ansprüchen genügt werden kann.

Diese Stauden erfordern also zunächst, sind es anders kräftige Pflanzen, nur eine einmalige Anschaffung und Auslage. Sie können jahrelang auf ein und derselben Stelle des Gartens verbleiben — das ist ein weiterer Vorzug: man braucht also nicht immer neu zu pflanzen —, vorausgesetzt nur, daß sie den zutragenden Standort und geeigneten Boden haben. Ein dritter Vorzug ist dieser, daß kräftig entwickelte, mehrjährige Stauden gleich im ersten Jahre nach ihrer Verpflanzung durch die schönsten Blumen uns erfreuen. Der Gartenfreund findet demnach in den perennierenden



Ein Heim in der Vorstadt.



Die Lieblinge der Veranda.

Stauden und Blühsträuchern das vielfach gewünschte Pflanzmaterial zur Ausschmückung von Rasenplatz und Garten.

Besonders in Landschaftsgärten und Parkanlagen haben diese Lieblinge eine recht vielfältige Verwendung gefunden, und zwar zur Besehung von Langbeeten, als Vorpflanzung an höher wachsenden Sträuchergruppen, sowie für Einzelbeete oder als Einzelpflanzen im Rasen. Infolge des verschiedenen Wuchses und der wechselnden Blütezeit der einzelnen Arten ist der Verwendung fast keine Grenze gezogen. Wir unterscheiden Frühjahr-, Sommer- und Herbstblüher, dann nach der Verwendbarkeit Blatt- und Blütenpflanzen, oder aber, um eine weitere

und genauere Unterscheidung zu geben: Stauden, die durch ihre Größe und Schönheit zur Einzelstellung auf Rasenflächen sich eignen, Schattenpflanzen, die unter Bäumen und bei leichter Beschattung noch gedeihen, Einfassungspflanzen, die wegen ihres niederen Wuchses sich gut zur Umrahmung oder Begrenzung von Beeten, Wegen u. dgl. eignen, Sumpf- und Wasserpflanzen, die an Wasserläufen, Teichrändern und anderen feuchten Stellen vorteilhafte Verwendung finden, dann schönblühende Stauden, welche zur Bepflanzung der Beete oder in kleinen Gruppen vorzüglich geeignet sind. Viele dieser Stauden dienen auch zur Ausschmückung von Felsanlagen und Steingruppen.

Nur eins gibt es leider nicht: Einzelstauden, die den ganzen Sommer hindurch in ungeschmälter Blütenpracht den Garten zieren. Wer nun dennoch in seinem Garten oder Gärtchen eine reiche Blütenfülle auskosten will, der muß unter den verschiedenen Perennen eine gewisse Auswahl treffen; er hat dann aber auch die Gewißheit, daß er bei geschickter Auswahl einen förmlichen Blumenkalender, ein wirkliches Blumenjahr zusammenstellen kann. Die beste Lehrmeisterin bleibt hierfür neben den Sortenverzeichnissen guter Handelsgärtner und Züchter die eigene Beobachtung und Erfahrung. Wer Stauden kennen lernen will, besichtige während des Frühjahrs, Sommers und Herbstes größere Staudengärten. Ein gut besetzter Staudengarten ist eine ständige Ausstellung vom zeitigen Frühjahr an, wo die ersten Primelarten, die niede-

ren Phlox, Leberblümchen, Alpenaster, Gemäsurz, Nießwurz, Ranunkeln, Anemonen, Veilchen erscheinen, bis zum Sommer mit seiner überreichen Fülle an Schönblühern und bis zum späten Herbst, der noch in fast unerschöpflicher Fülle mit Herbstastern, Sonnenblumen, Knöterich, Rudbeckien, Mittersporen, Christophskraut und Zudenfische eine fast endlose Reihe des Schönsten vom Schönen aus Floras Reich bringt.

Mit wenigen Ausnahmen wachsen die Stauden in jeder nahrhaften Erde. Die beste Pflanzzeit ist das Frühjahr, nur für die frühzeitig im Jahre blühenden Arten ist der Herbst zum Pflanzen vorzuziehen.

w.



Wilde Wogen.



Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von Ernst Cverz.

Schluß.

„Ich stand bazumal unter dem General Buchheim. Ei nun, viel Vorbeeren haben wir nicht geerntet, und wenn's auß Schlagen ankommt, dann will ich lieber gegen den Bernhard als gegen Baner ins Feld rücken; denn der Schwede ist ein Haubegen, der keinen Spaß versteht. Das hat er uns vor Jahresfrist bewiesen, als er uns ohne Brüden und Schiffe bei Rüsttrin entkam, da wir meinten, wir hätten ihn schon in unserer Maufefalle. Aber von meinem Junker wollte ich Euch erzählen und nicht von meinen Kriegsfahrten; bei dem einen ist eigentlich ebensowenig Ruhm dabei gewesen, wie bei den andern. Ich hielt dem Buben das Kruzifig vor, daß er es an-

beten solle, aber er sagte, daß er ein Reher bleiben und zur heiligen römischen Kirche nicht zurückkehren würde. Ich habe es bei dem Burschen mit Honig und Essig versucht, ich habe ihm zweimal fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufzählen lassen, aber er hat nicht nachgegeben. Dann dachte ich in meinem Sinn, wenn der Bursche so zähe ist, dann wird er ein tüchtiger Krieger. Ich nahm ihn also mit mir von einem Feldzug in den andern und von einem Kriegsschauplatz auf den andern. Ich lehrte ihn schießen und fechten, aber ob er auch alles lernte, so übte er es doch nicht, und wenn draußen vor dem Lager das Schwert blühte und die Donnerbüchse krachte, dann wäre mein

Bürschchen am liebsten ins Mauseloch gekrochen. Darum habe ich ihn mein Hässchen genannt, denn er hatte ein Hasenherz in der Brust, und wenn ich ihm ins Angesicht schaute, dann entdeckte ich mancherlei Ähnlichkeiten mit einem Hasengesicht, obwohl der Bursche stattlich gewachsen ist wie ein Grenadier und einen Kopf zwischen den Schultern trägt wie eine griechische Götterstatue. Als mein Hässchen kaum drei Monate bei mir gewesen war, wollte es mir entlaufen. Der Bursche hatte sich einen feinen Plan ausgedacht, aber ich kam hinter seine Schliche und sagte ihm, daß ich ihn niederschließen würde, wenn er noch einmal einen Fluchtversuch machen werde, und ich stellte ihn unter die Aufsicht des alten Meester, der ihn mit seinen Luchsaugen hüten mußte; denn, wißt Ihr, ich wollte ihn aus mehreren Gründen nicht missen; der Bursche hatte nämlich allezeit eine gute Spürnase, just wie ein Hase, und hatte ein scharfes Auge und konnte eine Reiter-schar in meilenweiter Entfernung erkennen; und wenn er eine Schar erspäht hat, dann weiß er stets Mittel und Wege, ihr auf Umwegen beizukommen; und wißt Ihr, Kamerad, wenn wir so im Zelt liegen, und es gilt eine Zeichnung zu entwerfen oder eine Karte zu studieren oder einen Plan aus den Büchern herauszulesen — wißt Ihr, dann ist mir immer das Schwarze im Wege, denn als ich ein Bub war, schwärmte ich mehr für den Buchenwald als für die Buchstaben, und meiner Mutter Haselstod hat mir das Verständnis für Gedrucktes und Geschriebenes nicht in den Rücken bleuen können. Mein Hässchen aber kann mir mit hasenhafter Geschwindigkeit all die krausen Dinger aufs Papier malen und vom Papier lesen, als wäre er ein Schulmeister. Darum kann ich den Burschen nicht missen und lasse ihn bewachen, daß er mir nicht entschlüpft, und wer ihn mir wegnehmen wollte, dem würde ich den Schädel spalten. Ja, hätte ich dazumal den Hauptmann von Güterode erwischt, er hätte ins Gras beißen müssen."

"Hauptmann von Güterode?" fragte der andere — "mir ist's, als hätte ich den Namen drüben im Böhmerlande gehört."

"Ja, ja, da habe ich ihn auch gehört," sagte der Hauptmann. "Er war ein Schurke; denn als über der Sache des Kaisers die Nebel lagen und drüben bei den Schweden die Sonne schien, verließ er des Kaisers Fahnen, unter welchen er jahrelang gekämpft hatte, machte auch seine Reiter zu Abtrünnigen und hätte mir halb auch mein Hässchen mitgehen heißen. Ja, der Schurke! Wir zechten am Abend so lange, bis ich satt war. Ich konnt's nicht ahnen, daß er den Wein unter den Tisch statt durch die Kechle gleiten ließ; ich konnt's auch nicht ahnen, daß er dem Hässchen zugeflüstert hatte, daß er gen Norden reiten und zu den Evangelischen übergehen wolle. Ja, wäre dazumal Meester mit seinen Luchsaugen nicht auf dem Posten gewesen, dann wäre der Matzen entschlüpft; aber der Meester hatte den Braten gerochen und erwischte den Buben, just als er gerüstet auf der Schwelle stand. Dem Buben habe ich's verziehen, aber dem Güterode

werde ich es nimmer vergessen und will es ihm eintränken, wenn er mir vor die Faust kommt."

"Wißt Ihr, wo der Güterode geblieben ist?"

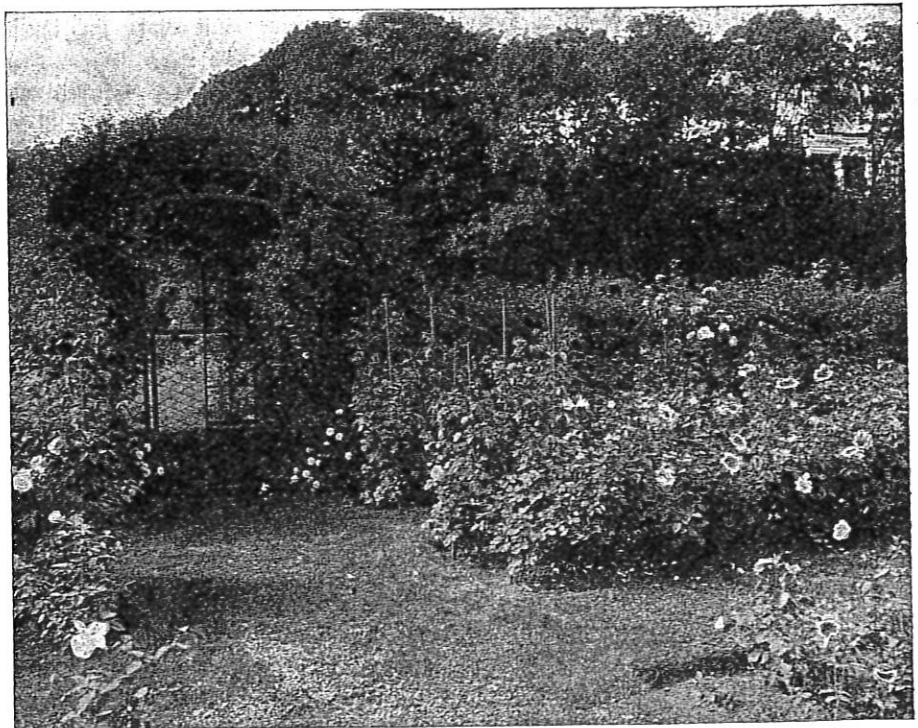
"Wohl weiß ich's; nachdem er auf seine eigene Kanne Bier den großen Felsherrn gespielt hat und das Schlaraffenland oder Utopien hat erobern wollen, ist er zum Herzog Bernhard mit seiner ganzen Bande übergelaufen. Vor drei Wochen wäre er mir halb vor das Messer gekommen, und er hätt's fühlen sollen, daß sein alter Waffengenosse noch heute ein schneidiges Schwert hat. Und darum möchte ich noch eine Zeitlang wie ein Fuchs hier auf der Lauer liegen, um dem roten Hahn, den ich hasse, den Hals abzdrehen. Der Bursche tut gar stolz, als ob er kein Ueberläufer, sondern ein ehrlicher Soldat wäre, läßt seine Reiter ganz stolz rote Federbüsche an den Hüften tragen und rühmt sich, mit seinen hundert Reitern fünfhundert Kaiserliche über die Donau hegen zu wollen. Ja, schlagen konnte er, aber ich will ihm, wenn's Glück gut ist, noch hier am Rhein-strom zeigen, daß die Kaiserlichen auch ihr Schwert nicht haben stumpf werden lassen, und büßen soll er mit seinem Blut dafür, daß er den alten Waffenbruder hat betrogen und ihm sein Hässchen hat stehlen wollen — sein Hässchen — sein Herzblatt."

10. Ein Schwert weht das andere.

Wildes Kriegsgeschrei unterbrach die Rede des Hauptmanns; auf mageren Rossen kamen jugendliche Gestalten die Dorfstraße entlang. Sie spornten eifrig die Pferde und sprengten unter die Linde. Hässchen war an der Spitze der Krieger. Er sprang vom Pferde und meldete, daß er vor einer halben Stunde nordwärts geritten sei, daß er einen Hügel, auf dem eine Ruine stehe, als Auslug benutzt habe, und daß er drüben im Tale eine Schar von mehr als hundert Reifigen erspäht habe. Er beschrieb die Stätte, an welcher er dieselben gesehen habe.

"Weißt Du," fragte der Hauptmann, "ob die Schar zu den Unsern gehört, oder ob es Feinde sind?"

"Ich stand völlig gedeckt hinter der Ruine und konnte sie



Im Ranken- und Staudengarten.

genau und lange Zeit beobachteten. Ich habe ganz deutlich das Feldzeichen der Feinde erkannt."

"Hast Du Schild und Helm erkennen können?"

"Ich habe alles deutlich sehen können," sagte er, "sie trugen auf den Reiterhüten rote Federbüschlein."

"Ha, ich werde meinem alten Freunde ins Auge schauen. Aufgefressen, Ihr Leute! Wir wollen sie niederhauen, daß auch kein Mann entrinnen soll."

"Sie lagerten am Waldestrande und hatten im Westen ein breites Gewässer, so daß man ihnen schwerlich wird beikommen können. Sie schienen aber wenig Neigung zu haben, jene Stellung zu verlassen, denn sie haben Posten ausgestellt und haben Feuer angezündet."

"Darum erkenne ich den Gührerode. Er hatte stets ein Auge für die Vorteile, welche ihm die Gegend bot. Aber, Häschen, hat Dein Auge nicht einen Pfad erspäht, auf welchem wir ihm in den Rücken kommen können?"

"Der Wald, vor dem sie lagern, dehnt sich meilenweit, und wenn wir denselben auch nur teilweise umreiten wollten, um ihnen in den Rücken zu kommen, würden wir die Pferde müde geritten haben, bevor wir unser Ziel erreicht hätten."

Der Hauptmann ging unter der Linde hin und her, ohne weitere Worte mit den Seinen zu wechseln. Dann trat er an den kaiserlichen Offizier heran, mit dem er soeben gezecht hatte, und hielt einen Rat mit ihm. Plötzlich schlug er mit dem Schwert auf den Tisch und sagte:

"Krieger, Ueberläufer und Verräter haben wir vor uns! Ein Hundsfott ist jeder Reitermann, der dem Feind nicht frei und frank die Stirn bietet und ihn ins Angesicht schlägt. Um Ueberläufer anzugreifen, macht ein braver Krieger keinen weiten Umweg. Treue Genossen sind vor acht Tagen zu uns gestoßen. Sie sind nicht schlechter als wir und werden uns zeigen, daß in Ulm ihre Schwerter geschliffen sind, und Ihr sollt ihnen heute zeigen, daß Ihr in guter Schule fechten gelernt habt. Aufgefressen! Vorwärts!"

Das Signal zum Aufbruch wurde gegeben. In wenigen Minuten hatten sich unter der Dorflinde mehr als zweihundert Krieger gesammelt; jeder der beiden Hauptleute musterte seine Mannen und richtete noch einmal etliche ermunternde Worte an dieselben. Die Rüstungen funkelten im Strahl der Abendsonne. Nordwärts zog die wilde Schar. Kampfeslust leuchtete den Männern aus den Augen, Schwerter bligten in ihrer Faust. Jetzt hatte man den Hügel erreicht, von welchem aus das Häschen die Feinde beobachtet hatte. Die beiden Anführer stiegen vom Pferde und traten hinter die Ruine. Raum eine halbe Meile weit entfernt im stillen Tale lagerten die Feinde. Deutlich sah man die einzelnen Häuflein derselben. Dort unter der Buche am Waldestrand lagen etliche nebeneinander und schienen sich mit Würfelspiel die Zeit zu vertreiben, dort hatten andere ein Feuer angezündet und bereiteten das Abendbrot, und dort, ein wenig abseits von den übrigen, lagerten zwei Männer nebeneinander und waren miteinander in eifrigem Gespräch. Das scharfe Auge des Häschen erkannte bald den Hauptmann von Gührerode, der wahrscheinlich mit seinem Junker einen Plan zu einem Raubzug für die Nacht entwarf.

"Wenn wir drüben den Hügel besetzen und dann ins Tal stürmen, werden wir jählings über sie kommen können."

"Ich halte dafür, daß ihre Zahl ebenso groß ist wie die unsere," erwiderte der andere Hauptmann, "und meine, daß wir sie sicherer fangen, wenn wir die Nacht hereinbrechen lassen. Wir haben hier eine sichere Stellung, und sie werden bei ihrem

Feuer liegen bleiben; wir aber werden sie in dem Schatten der Nacht niedermegeln wie eine Schlachtherde."

"Heiße ihr Anführer nicht Hauptmann von Gührerode, so würde ich Euren Plan billigen; aber weil es der Gührerode ist, will ich ihm im offenen Kampfe entgegentreten, und er soll mir Antwort geben auf die Frage, warum er ein Verräter geworden ist an der Sache des Kaisers. Ich will ihm am hellen Tage mein Schwert durch sein falsches Antlitz blitzen lassen und will ihm sagen, daß ich ihm in der Nacht hätte sein Haupt spalten können, aber daß ich es Verrätern und Memmen überlasse, in der Nacht Treubruch und Fahnenflucht zu betreiben."

"Ihr redet kühnlich," sagte der andere; "ich meine, daß die Vorsicht immer noch des Sieges Mutter gewesen ist."

"Ich meine, daß Tapferkeit einen stärkeren Arm hat als die Vorsicht."

"Ich wollte Euch nicht widersprechen," sagte der andere, "und bin bereit, an Eurer Seite zu kämpfen, wenn Ihr es wünscht, in den nächsten Minuten schon, doch meine ich, daß man wider den Feind nicht bloß den Arm, sondern auch den Kopf gebrauchen soll."

"So laßt uns auf einem Umweg den Hügel dort drüben erreichen. Von dort her fahren wir auf die Gefellen hernieder wie der Marder in den Hühnerstall."

Raum hatte er das Wort gesprochen, da sah er, wie drunten im Tale Leben und Bewegung in die Schar der Feinde kam. Der Hauptmann und sein Junker sind aufgesprungen; vor ihnen steht ein Reitermann, der zu der Ruine hinüberweist und offenbar wichtige Botschaft bringt. Hauptmann von Gührerode hat sich in den Sattel geschwungen. Seine Reiterchar stellt sich in Reihe und Glied.

"Sie haben es gerochen, daß wir nicht weitab sind."

Die beiden Männer, welche hinter der Ruine gestanden haben, eilen den Hügel hinunter. Sie rufen den Ihren zu, sich zum Angriff bereit zu machen. Hei, wie blitzen die Schwerter im Strahl der Abendsonne! Einige Minuten sind sie noch von dem Hügel gedeckt; schon hören sie ein Kriegsgelächel vom nahenden Feinde herüberklingen. Jetzt können sie die Melodie erkennen. Die Worte sind ihnen wohlbekannt:

"Hunger und Durst, auch Siß' und Räst',
Arbeit und Armut, wie es fällt,
Gewalttat, Ungerechtigkeit
Treiben wir Reiter allzeit."

"Ja wohl, die Hölle ist schon für euch geheizt!" schrie der kaiserliche Hauptmann, stieß einen wütenden Fluch aus und sprengte auf die Feinde los. Diese waren offenbar auf das Kommen der Gegner vorbereitet und rückten in keilsförmiger, festgeschlossener Schlachtreihe heran.

Ihr Gesang verstummte, als sie im Angesicht der Gegner erschienen, aber ihre Rüstungen strahlten, und ihre Schwerter bligten, und wilder Schlachtruf drang hinüber und herüber.

"Auf das Wiedersehen habe ich mich schon lange gefreut," rief der kaiserliche Hauptmann; "große Sehnsucht hatte ich, mit dem Schurken von Gührerode zusammen einen Waffengang zu machen."

"Ha, Du bist es!" rief der Gührerode. "Gut, daß ich Dich wiedersehe; die Sehnsucht ist gegenseitig gewesen! Ich hatte heißes Verlangen, mir von Deinem kahlen Schädel etliche Lorbeeren zu pflücken."

Da fuhr das Schwert des Kaiserlichen hernieder auf den Reiterhut des andern; aber mit geschickter Wendung hatte jener die Kraft des Schlages abgewandt.

Ein heißer Kampf entbrannte. Die Kaiserlichen schienen

die Uebermacht zu haben; schon wankten die Reihen, die der Hauptmann von Güterode immer von neuem ermunterte, immer von neuem in den Kampf führte. Hier sank ein Krieger vom Pferde, und dort ließ einer sein Schwert niedergleiten und floh in den Wald.

Da sprengte der Hauptmann wieder vor und griff den kaiserlichen Anführer mit wüthigen Hieben an. Ein furchtbares Ringen war's. Aber urplötzlich fuhr das Schwert des Hauptmanns von Güterode seinem Gegner in die Brust, und ein roter Strom färbte das Gras. Der Führer der Kaiserlichen ist vom Pferde gegliitten. Die Seinen haben es gesehen; der eine weicht vor dem blizenden Schwerte des Gegners zurück und der andere. Mit weithin hallendem Schlachtruf ermuntert der Hauptmann von Güterode seine Krieger. Die Reihen, welche schon wankten, sammeln sich und stürmen mit neuem Mute und neuer Kraft vorwärts. Heißer entbrennt der Kampf. Der zweite kaiserliche Hauptmann führt drüben das Kommando. Jetzt sinkt auch dieser vom Pferde. Da geht heller Jubel durch die Reihen der Gegner; die Kaiserlichen suchen ihre Rettung in der Flucht. Südwärts zieht die wilde Jagd. Mit wilhem Siegesjubel folgen die Sieger ihrem Hauptmann, der den Verfolgten dicht auf den Fersen ist und dann und wann das Schwert auf das Haupt eines Gegners niedersausen läßt. Bald ist der Kampfplatz leer geworden, — nur drüben unter den hohen Buchen kämpfen noch zwei jugendliche Gestalten, als das Kampfgeschrei schon hinter dem Hügel verhallte. Wie zuckende Blitze führen ihre Schwerter durch die Luft. Der eine der Jünglinge focht mit größerem Eifer, der andere mit größerer Besonnenheit; der eine war stürmisch im Angriff, der andere geschickt in der Verteidigung.

„Die Deinen fliehen!“ rief der stürmische junge Krieger. „Beile Dich, daß Du nachkommst.“

„Wenn sie mich Häschen nennen, so will ich ihnen doch zeigen, daß ich meinen Mann stehe,“ rief der andere.

„He, an Dir will ich meinen ersten Kriegsrühm ernten, aber es soll ein reicher Ruhm werden! Nach dieser Stunde habe ich ausgeschaut von jenem Tage an, da ich von der einsamen Insel — — —“

Das Wort hatte das Schwert gehemmt, das blizende Auge hatte den blanken Stahl des Gegners nicht beachtet. Der Blitz fuhr ihm über die Wange. Der Jüngling wankte. Das Häschen hätte seinen Gegner niederschlagen können. Aber wie? Wankt auch das Häschen?

Der blutüberströmte Jüngling gleitet vom Pferde. Dort liegt er auf dem grünen Gefilde. Ringsumher ist es still geworden, nur hie und da steigt in der feierlichen Stille ein Seufzer zum Himmel hinauf, und ein Todesröcheln ruft die barmherzige Hand und bittet, dem Krieger das brechende Auge zuzubrüden. In der Ferne hört man Wiehern hintereilender Roffe, und aus weiterer Ferne hallt wildes Kriegsgeschrei herüber.

Unter der Buche am Hügel liegt ein junger Krieger, und neben ihm kniet eine jugendliche, schlankte Gestalt mit blondem Haar und blassem Antlitz und brüdt dem Verwundeten ein Tuch an die Schläfe, beugt sich tief hernieder und fleht und fleht wiederum:

„Sag mir's; ich bitte Dich, sag mir's, wie Du heißt. O, nur das eine Wort — nur Deinen Namen nenne mir!“

„Tete Steffens.“

Und der andere neigte sich tief — tief hernieder zu dem Verwundeten. Die Abendschatten aber wallten übers Feld und breiteten ihren Schleier über das Weh und über die Wunden aus.

11. Ende gut — alles gut.

Im Zetenbüller Kirchenkoog brausten die Winterstürme. Drinnen in den Häusern loberten die Flammen im Kamin, und die Bewohner des großen Hofes hatten ihre Stühle nahe ans Feuer gerückt. Der Regen schlug an die Fenster. Wenn einer der Diensthoten ins Zimmer trat, dann setzte er sich schweigend in den Kreis der Hausgenossen. Dicht vor der lodernnden Glut hatte die Witwe Wiebke Eblefs ihren Platz; sie ist zusammengefunken, und keuchend geht ihr der Atem aus der Brust. Eingefallen sind die Wangen, und auch die Flammen im Kamin können den blassen Wangen keine Glut und den matten Augen keinen Glanz mehr verleihen.

„Herr, bleibe bei mir, denn es ist Abend worden und der Tag hat sich geneigt,“ so flüstern ihre Lippen, so haben sie im letzten Jahre wohl tausendmal geflüstert.

„Wir wollen Dich so gerne noch bei uns behalten, liebe Muhme,“ spricht in ernstem Tone der Hausherr. „Sieh, das Haus ist so leer und so öde, seitdem die Stimme meines Knaben nicht mehr die Räume durchhallt; und wenn aus Deinem Munde nun auch solch ein Ton heraushallt, als wär's ein Scheidegruß, dann wird mir's wieder wund und weh ums Herz.“

„Scheiden ist Menschenlos, mein Sohn, und wer so viele wilde Wogen hat rauschen sehen wie die alte Wiebke Eblefs, der freut sich, wenn sein Schifflin endlich in den Friedenshafen einlaufen darf. Für Dich aber bleibt bei meinem Scheiden die Hoffnung am Herde Deines Hauses und lugt aus nach dem heimkehrenden Sohne. Nein, Peter Steffens, schüttle nicht so ungläubig das Haupt! Sieh, der alte Gott lebt noch; und so gewiß seine Barmherzigkeit den verlorenen Sohn einst bei den Säuen gesucht und gefunden hat, so gewiß hat er noch heute die Fäden in seiner Hand, an denen er die verlorenen Kinder zurückziehen kann ins Vaterhaus.“

„Muhme,“ sagte er, „bei Gott ist kein Ding unmöglich, aber Du kennst selbst den wilden Sinn des Tete, der von den Tagen der Kindheit an auf Krieg und Ruhm gerichtet war, und Du weißt auch, wie der Krieg auf die Herzen der Menschenkinder wirkt, wie sie verwildern und von einer Abgrundstiefe in die andere gestürzt werden.“

„Der Tete“, erwiderte sie, „kannte den Krieg nur aus dem Gerede der Leute, und wenn der Bube auch ungezügelter Begierde nach Ruhm und Ehren in der Brust trug, so lebe ich doch noch alleweil der Hoffnung, daß er der Fahne den Rücken kehren wird, wenn er die Greuel des Krieges gesehen haben wird.“

„Länger als ein Jahr ist er jetzt draußen, und dem Ehrgeizigen, dem Raub- und Ruhmgierigen geht's wie dem Tiger, der immer wilder wird, je mehr Blut er gekostet hat.“

„Peter,“ sagte sie kopfschüttelnd, „denke nicht so Arges von Deinem Kinde!“

Der Bauer hatte das Haupt tief gebeugt und blickte finnend in die Glut. Der Regen schlug an die Fenster, und die Abendschatten wallten durch das Gemach. Da der Bauer schwieg, standen auch die Lippen der Muhme still, und die andern Hausgenossen blickten voll Mitleid auf die beiden tiefgebeugten Häupter. Die Bäuerin und ihre Martha hatten noch in der Küche zu schaffen gehabt; jetzt traten auch sie herein und waren sehr erregt, denn sie meinten, daß sie hinter dem Küchenfenster die Gestalt eines Mannes gesehen hätten, und Martha behauptete gar, es seien zwei Männer gewesen. Die Diensthoten aber waren sämtlich um den Kamin versammelt, und wenn die Nachbarkleute den Peter Steffens oder die Seinen



Heimat.

Von Emil Ritterhaus.

Was ist die Heimat? Ist's die
Scholle,

Drauf deines Vaters Haus gebaut?
Ist's jener Ort, wo du die Sonne,
Das Licht der Welt zuerst geschaut?

O nein, o nein, das ist sie nimmer!
Nicht ist's die Heimat heiligeliebt.
Du wiest nur da die Heimat finden,
Wo's gleichgestimmte Herzen glüht!

Die Heimat ist, wo man dich gerne
Erscheinen, ungern wandern sieht.
Sie ist's, ob auch in weiter Ferne
Die Mutter sang dein Wiegenlied.

hätten besuchen wollen, dann wären sie nicht erst hinter das Küchenfenster gegangen. Zwar hatte man seit jenem Tage, an welchem der Fete verschwunden war, von fremdem Kriegsvolk nichts mehr zu erdulden gehabt, aber im Frühling hatte sich doch ein Fähnlein schwedischer Landsknechte in Tönningen einquartiert und hatte gedroht, die Stadt und die Landschaften zu brandschätzen, wenn ihnen nicht sofort fünfhundert Reichstaler aus dem Stadtsäckel gezahlt würden. Die Bürgerleute in Tönningen hatten gutwillig diese Summe erlegt, und es hatte ihnen die Landschaft, die weil sie die Gefahr von den übrigen Gemeinden abgewandt hatten, aus billiger Rücksicht die Hälfte dieser Summe wiedererstattet. Sonst hatte man vom Kriege und Kriegsvolk nichts gesehen, aber wenn jemand ein Wort vom Frieden redete, so klang den Hörern das Wort wie eine Sage, an welche kein Mensch glaubte, und wenn auch fremdes Kriegsvolk nicht in die Gegend gekommen war, so streifte doch rohes, raubgieriges Gesindel noch immer durchs Land, und noch vor vierzehn Tagen hatte der Bauer seine Knechte mit Heugabeln bewaffnen müssen, um fünf ruppige Kerle, die am Abend Einlaß begehrt hatten, vom Hofe zu treiben.

„Ich habe es deutlich gesehen,“ sagte Martha, „daß der eine der Männer die Hand über die Augen legte und sein Ge-

sicht zum Küchenfenster neigte, um beim Schein des Herdfeuers zu erspähen, was die Mutter und ich machten.“

„Du hast immer ein banges Herz in der Brust gehabt,“ sagte Peter Steffens.

„Aber, Vater,“ erwiderte sie, „ich habe mich nicht täuschen können; ich habe die Gestalten gar zu deutlich gesehen. Zuerst meinte ich, daß Du selber hinter dem Fenster ständest, aber als ich genauer zusah, konnte ich Deinen langen Bart nicht erspähen und besann mich darauf, daß ich Dich hatte in die Stube gehen sehen.“

„Ist die Haustür verriegelt?“ fragte der Bauer.

„Die Haustür habe ich selbst geschlossen,“ antwortete der Borknecht, „aber die Stalltür wird noch nicht verriegelt sein, weil ich den Schimmel, welcher lahmt, noch etliche Male über die Werft führen wollte.“

„So geht hinaus, seht nach der Stalltür und durchsucht den Garten. Ich selbst will zur Haustür gehen und sehen, ob etwas Verdächtiges zu erspähen ist. Die Frauen bleiben in der Stube.“

Schon waren die Knechte hinausgeeilt, hatten leise die Stalltür geöffnet und schauten mit forschenden Augen zum Garten hinunter und meinten schon, hier und da eine Gestalt zu erspähen; aber wenn sie näher kamen, sahen sie, daß sie einen Baumstamm oder einen Pfahl für einen Menschen angesehen hatten.

Der Bauer stand auf dem Flur hinter dem Fenster und glaubte auch, eine Gestalt erspäht zu haben. Und schärfer lugte er hinaus in die Abend Schatten, und dann meinte er zwei Gestalten nebeneinander gesehen zu haben, und näher zum Fenster neigte er das Angesicht. Ja, jetzt sieht er es deutlich, dort vor der Haustür, dort stehen sie, zwei schlanke Männer — oder sind's Jünglinge, oder hochgewachsene Knaben? Der eine hat sein Haupt an die Schulter des andern gelehnt und scheint seine Hand umklammert zu haben, und der andere scheint seinen Arm um die Hüfte des Genossen geschlungen zu haben. Sie sehen nicht danach aus, als ob sie Böses im Schilde führten; sie tragen weder Waffen noch Kriegergewand. Sind es verirrt Wanderer? Sind es arme Obdachlose? Sind es solche, die von den wilden Wogen der Zeit weithin verschlagen sind an diese Gestade?

Der Bauer öffnet die Haustür und steht auf der Schwelle — und vor ihm stehen die beiden Wanderer. Nein, sie stehen nicht mehr vor ihm. Sie haben einen Schmerzensschrei ausgestoßen, oder war's ein Jubelton? Und dann — ja, dann lag der eine der Jünglinge zu den Füßen des Mannes und hatte ihm das Knie umklammert und flehte: „Vergebung! Vergebung!“ und der andere lag an des Mannes Brust und jauchzte: „Vater, mein Vater!“

Ein gewaltiges Zittern aber ist hindurchgezogen durch den ganzen Körper des starken Mannes, und ihm ist's gewesen, als ob das ganze Haus und die ganze Welt ringsum sich drehe und ihn umtanze. Er hat kein Wort sagen können; aber seine Lippe hat gebebt, und sein Arm hat den einen Jüngling umschlungen, und seine zitternde Rechte hat sich dem andern auf das Haupt gelegt, und dann ist die Frage über die bebende Lippe gequollen: „Wer seid Ihr? Kinder — seid Ihr meine Kinder?“

„Wir sind Deine Kinder, — mein Vater, — Dein Sohn — Dein Fete!“

Und das Angesicht des Mannes hat sich hinuntergeneigt zu dem Jüngling, der an seiner Brust ruhte, und er hat den Jüngling geküßt, und sein Arm hat sich fester geschlungen um das Haupt des Jünglings, der zu seinen Füßen kniete; und

der knieende Knabe hat wiederum gesagt: „Vergib mir, mein Vater!“

Der Bauer aber hat segnend die Rechte auf das Haupt seines einen Kindes gelegt und die Linke auf das Haupt des andern und hat ernst und feierlich gesprochen:

„Kinder, ich bin wie ein Träumender und muß mich immer wieder fragen, ob es Wahn oder Wirklichkeit ist, was ich hier erlebe; aber da ich Eure Stimme höre, da ich Eure Haupter fühle unter meiner Vaterhand — da jauchze ich: Das ist Gottes Wunderhand, die Euch führt, das ist Gottes Arm, der Euch zusammengebracht, das ist Gottes Finger, der Euch den Weg ins Vaterhaus gewiesen hat!“

„Vater, vergib mir!“

„Wo der gnädige, allmächtige Gott so gewaltig redet, wo er sein Erbarmen über mich ausschüttet, da sollte ich meine Vergebung Dir vorenthalten?“

Er zog den einen Sohn an sein Herz und den andern, er streichelte dem einen die Wangen und dem andern. Dann fiel ein Lichtstrahl aus der Stubenthür über den Flur, und die drei, welche sich auf der Schwelle der Haustür gefunden hatten, traten in die Wohnstube. Die beiden Söhne lagen am Herzen der Mutter. Die Tranlampe warf ihren matten Schein hinein in die klaffen Angesichter, aber aus den Augen der Eltern und der Kinder leuchtete es wider wie Sonnenlicht.

Als nun alle Hausgenossen beisammen waren und um den eichenen Klapp Tisch sich gesetzt hatten, da mußte zuerst der Bahne erzählen, wie die wilden Wogen ihn dahin und daher geworfen hätten, zuerst die wilden Wogen des sturmbelegten Meeres und dann die wilden Wogen des grimmen Krieges.

„Ja, Vater,“ sagte der Jüngling, „es ist mir, als wenn es gestern gewesen wäre, da das Haus zusammenbrach und wir uns an das Gebälk des Daches geklammert hatten. Ich hörte Deine Stimme noch, als ich in den finstern Wogen zu versinken meinte, aber als ich wieder auftauchte, hörte ich nur das Brausen des Meeres, und bald hörte ich nichts mehr. Den Balken, der mich durch die rauschenden Wellen trug, hatte ich fest umklammert, ich glaube, daß die Hände ihn trampfhaft umfaßt haben; denn ich habe ihn auch dann nicht losgelassen, als die Sinne mir schon geschwunden waren. Erst als ich halb träumend, halb wachend fühlte, daß ich nicht mehr in den Wogen schwimme, sondern auf der nassen Erde liege, ließ ich den Balken fahren. Was weiter mit mir geschehen ist, weiß ich nicht. Ich muß wohl lange wie ein Toter auf der Hochverft des Deichgrafen in der Lundenberger Harde gelegen haben, denn als man mich ins Haus hat tragen wollen, da hat der eine zu dem andern gesagt, man möge mich liegen lassen, weil doch kein Atemzug mehr in meiner Brust sei. Aber sie haben mich doch ins Haus getragen, haben mich mit Tüchern gerieben und mich ins Bett gelegt, und als ich erwachte, saß an meinem Bette ein Krieger, welcher mir die Wangen streichelte und freundlich zu mir redete. Als ich nun wieder aufstehen konnte, wollte ich heimwärts ziehen auf die Insel und ins Vaterhaus. Der Kriegsmann aber, welcher ein kaiserlicher Hauptmann war und über hundert Reiter kommandierte, sagte mir, daß er mich heimbringen werde. Er nahm mich nun in die Mitte seiner Schar, und wir ritten südwärts. In den ersten Tagen hoffte ich immer noch, daß er mich endlich auf die Insel bringen werde, aber bald merkte ich, daß er mich zum Krieger machen wolle, und bald waren wir in der Gegend von Magdeburg ins volle Kriegsgetümmel hineingekommen. Wohl sah der Hauptmann, daß ich nicht für das Kriegsleben geschaffen sei, und er beschuldigte mich, daß ich ein furchtames Herz habe, und nannte

mich ‚das Häschen‘, und dann hieß mich die ganze Schar nur ‚das Häschen‘. Ich hoffte nun, daß ich um meines furchtsamen Herzens willen werde nach Hause geschickt werden, und hätte mich gern durchs ganze deutsche Vaterland hindurchgebettelt, wenn man mich nur hätte ziehen lassen. Aber der Hauptmann hielt mich fest und ließ mich streng bestrafen, als ich einst einen Fluchtversuch machen wollte.“

Und dann erzählte der Bahne von den Kriegsfahrten in Böhmen und Sachsen und am Rhein und erzählte von jenem Tage, da an der Schweizergrenze das Reitertreffen stattgefunden habe, da er seinen Hauptmann habe fallen sehen, da er wider einen Knaben gekämpft habe, der ihn mit Ungestüm angegriffen und dem er die Wange gezeichnet mit seinem Schwerte, und als nun der Knabe am Boden gelegen habe, da habe er es gesehen, daß er seinen eigenen Bruder getroffen und verwundet habe, und sein Herz habe gejauchzt: „Herr, deine Wege sind wunderbar; aber du führst alles herrlich hinaus!“

Und dann erzählten die Brüder von dem langen Wege der Heimkehr ins Vaterhaus. Der Bruder hatte dem Bruder die Wunde gekühlt mit frischem Quellwasser, hatte ihn dann auf sein Pferd genommen und war mit ihm ostwärts geritten in eine Gegend, in welcher er kein Kriegsvolk zu finden hoffte. Die beiden Jünglinge hatten auch Aufnahme gefunden in einer elenden Hütte bei einem alten Ehepaar, dem der Krieg und der Tod die sämtlichen Kinder geraubt hatten. Der Tete aber war alsbald in ein hitziges Fieber verfallen und hatte bald in den wilden Phantasien immer nur die Worte gerufen: „Heim! heim! zum Vater, zur Mutter! Heim zur Martha, zur Muhme!“ Und dann hatte er wieder wohl eine Stunde hindurch geschrien: „Helft mir, helft, daß der Vater mir verzeihe! Ich kann nicht sterben, ehe der Vater mir vergeben hat.“

Dem Bruder und den alten barmherzigen Samariterherzen, die den beiden Obdach gewährt hatten, war oft angst und bange geworden, wenn der Tete in wilder Raserei getobt hatte; aber nach langen und bangen vierzehn Tagen war die Macht der Krankheit gebrochen, und als die Julisonne ihre Glut hernieder sandte auf Deutschlands verödete Fluren, da schieden die beiden Jünglinge mit dankbaren Herzen von ihren Wohltätern. Die beiden Alten weinten heiße Tränen, als sie den Brüdern die Hand zum Scheidegruß reichen mußten; sie hätten mit Freuden das trockene Brot auch für die Zukunft mit denselben geteilt, aber die Augen der beiden waren gen Norden gerichtet. Lang, entbehrungsreich und gefahrvoll war die Wanderschaft, welche sie nun anzutreten hatten. Das Pferd, welches sie aus ihrem Kriegsleben mitgebracht hatten, ward während der Krankheit des Tete gestohlen. Zu Fuß mußten sie durch das wüste Gefilde ziehen; Hunger und Durst waren ihre Begleiter. Dann und wann trafen sie eine Schar von Reitern oder Landknechten und wurden gezwungen, Kriegsdienste zu tun; aber weil der Tete noch immer elend aussah, gelang es ihnen stets, als krank zurückzubleiben. Und wenn sie glücklich wieder selber die einsame Straße zogen, dann eilte die Sehnsucht stets eilliche Tagereisen voraus, aber die müden Füße mußten oft unter freiem Himmel sich zur Ruhe legen, und das Bettelbrot, das von sie ihr Leben fristeten, gab keine Kraft zum Gehen in die Heimat.

Wie laufchte der Bahne, wenn der Tete ihm erzählte von dem trauten Elternhause im Tetenbüller Kirchenkoog, und wie jauchzten ihre Herzen, als sie endlich — endlich nach all den Gefahren, Mühen und Entbehrungen den Eiderdeich und dann vom Leiche hernieder den Strom sahen, und als der Fährmann sie hinübersezte und sie nun den Fuß auf die grüne heimatkliche

Flur sehten. Wie jauchzten ihre Herzen und ihre Lippen, als dem Tete der Weg so bekannt wurde, und als er bei jedem Hause dem Bruder erzählen konnte, wer darin wohnte!

Wie jauchzte ihnen das Herz, als sie endlich — endlich durch den Kirchenkoog eilten, und als sie nun unter dem Ritzchenfenster standen! Und doch — wie war dem Tete das Herz so schwer, als läge eine Bergeslast darauf! Wie zitterte ihm die Hand, wie wankte die jugendliche Gestalt, wie hielt er den Bruder mit starker Gewalt zurück, als dieser die Tür öffnen wollte; und wäre nicht der Vater über die Schwelle getreten, traun! — die Hand des Tete hätte lieber die ganze Nacht hindurch vor der Tür gezittert, als daß sie sich auf die Klinke gelegt hätte.

Aber nun ruhen die Kinder an den Herzen der Eltern, und die Lippen der Jungen und der Alten jauchzen: „Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!“ Draußen war dunkle Nacht, aber drinnen in der Stube und in den Herzen war's ganz hell; draußen tobte der Sturm, aber drinnen war heilige Stille und seliger Friede.

Die Kunde von der Heimkehr der beiden Söhne des Peter Steffens durchslog die Lande; aber mancher schüttelte den Kopf dazu und hielt die Geschichte für ein Märlein, die andern aber falteten die Hände darüber und priesen das wunderbare Walten des allmächtigen Gottes.

Die beiden Jünglinge aber haben sich bald wieder heimisch gefühlt im Elternhause. Dem Tete hat's zwar noch lange als ein schwerer Druck auf dem Herzen gelegen, daß er die Eltern und die Muhme so sehr betrübt hat, aber unter solchem Drucke ist der innere Mensch ausgewachsen, und je mehr der Jüngling sah, wie herzlich ihm die Eltern seinen Fehltritt vergeben hatten, um so fester schmiegte er sich an dieselben.

Der Bahne sah bald seinem Vater so ähnlich wie ein Taupföpflein dem andern. Er ist ein Bauer geworden, wie er im Buche steht.

Im Jahre nach der Heimkehr der beiden Brüder ist die ehr- und tugendfame Witwe Wiebke Oblesz eingegangen zu ihres Herrn Freude.

Noch immerdar rauschten die Wogen des Kriegeß, und das Gebrause des Sturmes, der durch die deutschen Lande zog, hallte aus der Ferne auch über den Eiderstrom zum stillen Hofe hin; als aber die alten halbblinden Augen der Witwe sich geschlossen hatten, da stand es auf ihrem Angesicht leserlich geschrieben: „Ich liege und schlafe ganz in Frieden.“

Ja, noch immerdar rauschten die wilden Wogen des Kriegeß. Bald nach der Heimkehr der beiden Brüder hallte die Kunde durch die Lande, daß der edle Herzog Bernhard von Weimar im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters von einem jähen Tode mitten aus all den kühnen Taten und Plänen herausgerissen sei. Zu Neuburg am Rhein war er im Hochsommer des Jahres 1639 gestorben. Etliche sagten, daß französisches Gift ihm den Tod bereitet habe, aber bessere Zungen behaupteten, daß an der Pest, die als ein Würgengel durch sein Lager ging und täglich Hunderte der Seinen dahintrassete, auch der Herzog gestorben sei.

Der Tete Steffens weinte heiße Tränen, als er hörte, daß der Held gestorben sei, zu dem er hinaufgeschaut hatte wie zu einem leuchtenden Stern in dunkler Nacht. Der letzte Rest seiner Kriegslust und Ruhmbegierde war verschwunden.

Weiter rauschten des Kriegeß wilde Wogen. Der kühne Banner wurde von den Kaiserlichen nach Norddeutschland zurückgebrängt, und vom Kaiser selber wurde in Regensburg ein Reichstag abgehalten, der des Reiches Klagen hören und über

den Frieden beraten sollte; aber ehe die Fürsten und Bischöfe sich dessen versahen, war der kühne schwedische Feldherr vor den Toren der Stadt, und nur das plötzliche Eintreten des Tautewetters bewahrte die Stadt und den Reichstag vor den starken, gierigen Händen der Schweden. Banner raubte, nachdem sein Plan mißlungen war, mit seinem Heere in Mähren, zog dann, von den Kaiserlichen hart bedrängt, durch Böhmen nach Sachsen. Zu Halberstadt lag er mit seinem Heere, als ihm der Sensenmann das blanke Kriegsschwert aus der Hand riß. Er starb an den Folgen seiner Unmäßigkeit, und das deutsche Volk atmete auf; denn der mächtige Feldherr war bei Freund wie Feind gleichmäßig gefürchtet, und in Nord und Süd wußte man zu erzählen von den Greuelthaten der Schweden.

An der Spitze der schwedischen Truppen erschien jetzt urplötzlich Bernhard Torstenson, ein Jüngling aus der Schule Gustav Adolfs, ein gelähmter Mann und doch ein so eifertiger Feldherr, daß er heute den Kaiser in seinem Palast mit dem Feuerbrand bedrohte und nach wenigen Tagen in Norddeutschland auf dem Plane war.

Aber mit welchen Feinden führten jetzt die Schweden den Krieg? War's noch ein Kampf der Protestanten wider die Katholischen? Um ihre Heere zu ernähren, führten die Feldherren dieselben in die Schlachten und auf den Raub.

König Christian von Dänemark hatte die Rolle eines Vermittlers und Friedensstifters übernommen; aber diejenigen, deren Lust der Krieg war, wollten keinen Frieden haben; die Schweden meinten auch, daß Dänemark ihnen Schwierigkeiten bereite, Hindernisse entgegensetze und die Feindseligkeiten schaffe, statt dieselben beizulegen; und ehe man sich dessen versah, waren die Heere Schwedens wider Dänemark vorgerückt. Wiederum wurde die Kriegsfackel in die holsteinischen und schleswigschen Lande hineingeworfen, und diejenigen, welche in früheren Jahren als Freunde begrüßt worden waren, kamen jetzt als Feinde.

Wiederum mußten die Lande an der Nordsee zwei Jahre lang die grausame Kriegsrute fühlen. Tete Steffens zitterte, als er die schwedischen Reiter durchs Hofstor sprengen sah; er fürchtete, jeden Augenblick das graubärtige Antlitz des Hauptmanns von Güterode zu erblicken; aber er sah dasselbe nimmer. Als dann der Bahne bei diesem und jenem der Krieger nach dem Hauptmann gefragt hatte, ohne Auskunft zu erhalten, wurde auch der Tete kühner und forschte lange vergebens nach seinem früheren Hauptmann. Im Jahre 1645 aber, da das Land weit und breit öde lag und mancher Hof in Flammen aufgegangen und mancher Reichstaler als Kontribution oder als Raubgut aus der Truhe genommen war, rüsteten die Schweden den Abzug. Da kam von Westen her ein Zug schwedischer Reiter und nahm auf dem Hofe des Peter Steffens im Tetenbüller Kirchenkoog Quartier.

Beim Abendbrot setzte sich der Tete unter die Reitersleute und rebete vom Kriege und von den Feldherren und Hauptleuten. Da sagte einer der Krieger: „Ich bin im Westfälinger Lande bei einem Hauptmann von Güterode eingetreten. Wir wollten Breisach mit erobern, aber wir kamen zu spät. Als aber der Herzog von Weimar tot war, wollte uns der tolle Hauptmann zu den Kaiserlichen hinführen. Da hatte er aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und in einer Nacht haben ihn etliche von den Unsern, die ihn überdies nicht liebten, auf seinem Lager erstochen. Ich hab's nie erfahren, wer die Tat vollbracht hat; aber am nächsten Tage ist das Fähnlein des Hauptmanns in alle vier Winde zerstoßen.“

Der Tete hatte sich davongeschlichen, nachdem er diese Rede

gehört hatte, und nachdem er seinem früheren Kriegsgenossen noch einmal ins Auge geschaut und ihn wieder erkannt hatte. Im Hru auf dem Hausboden hat er sich während der Nacht verborgen, damit er nicht in Gefahr komme, von dem früheren Genossen erkannt und mitgeschleppt zu werden. Am nächsten Morgen sind die Reiterleute abgezogen, und auf dem Hofe des Peter Steffens hat man noch lange geredet von dem Ende des Hauptmanns von Güterode.

Nachdem die Schweden abgezogen waren, fing man auf dem Hofe der seligen Wiebke Edlefs an die Winterfaat zu bestellen. Die Saat grünte, und die fleißigen Hände des Peter Steffens und der Seinen suchten wieder zu erarbeiten, was der Krieg ihnen genommen hatte. Das große, stattliche Haus lag nicht in Trümmern wie so mancher Hof der weiten Ebene. Gottes Segenshände waren über demselben ausgebreitet, Gottesfurcht waltete darin, und Elternliebe und Kindesliebe hatten es zu einer Heimstätte großen Glücks gemacht.

Weiter rauschten des Kriege's wilde Wogen. Als aber das Jahr 1648 zu Ende ging, hallte durch die Lande des frommen Dichters Sang:

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudentwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord!
Wohlauf, und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, singe Lieder

Im hohen, vollen Chor!
Erhebe dein Gemüte
Und danke Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!

Im Mai des Jahres 1649 standen vor dem holzgeschnitzten Altar der St. Annenkirche in Tetenbüll zwei junge Paare; die Kirche aber war gefüllt von andächtigen Hörern. Peter Steffens aber und der alte Tete Tönnies aus Ratingen standen nebst zwei guten Freunden und getreuen Nachbarn an der Seite der jungen Paare. Die beiden Paare waren der Bahne Steffens, welcher die stille und fromme Katharina Lorenz heimführte in seines Vaters Haus, und die Martha Steffens, welche dem hiederen Gert Tönnies aus Ratingen die Hand gereicht hatte zum Bunde fürs Leben. Zwei Jahre später aber hat sich auch der Tete Steffens eine tüchtige Hausfrau auf den Hof geholt, den ihm der Vater im Tetenbüller Kirchenkoog gekauft hatte.

Bahne Steffens hat nur eine Tochter hinterlassen, welche den edlen Jakob Lorenz geheiratet hat. Peter Steffens und sein Weib sind gestorben, und die anderen allzumal, von denen diese Blätter erzählt haben, sind gestorben; aber die Geschlechter der Steffens und der Tönnies und der Lorenz blühen noch heute in jener Gegend und haben durch die Jahrhunderte die Wahrheit des Wortes unseres Gottes bestätigt: „Denen, die mich lieben und meine Gebote halten, tue ich wohl bis ins tausendste Glied.“

Zur Passion.

Sah der Herr nicht hinter Palmen
Mordgeschrei statt Freudenpsalmen?
Der als König dort erschienen,
Ach, er schaut's mit ernsten Mienen:
Wald als Schächer zieht er aus!



Dulder, der am Kreuz gelitten,
Held, der uns das Heil erstritten,
Hör' die Buß- und Glaubenspsalmen
Und dann nimm die Osterpalmen,
Die dein Friedensvolk dir bringt! w.

Die Wellentelegraphie bei Nacht.

In der Funken- oder Wellentelegraphie, der drahtlosen Telegraphie (wireless telegraphy), ist es dem Menschen gelungen, sich Kräfte dienstbar zu machen, deren innerstes Wesen ihm noch völlig unbekannt ist. Er sendet auf elektrischen Schwingungen Botschaften hinaus in den Raum, ohne von dem „Wie“ der Uebermittlung mehr zu wissen, als daß der knatternde Funkenstrom, der bei jedem Tastendruck am Sender überspringt, im alles durchflutenden Äther ähnliche Wellen erzeugt wie ein ins Wasser geworfener Stein in diesem Wasser: die Wellen breiten sich von hohen Sendbrähten — den Antennen — ringsum im Kreise weiter und weiter aus. Und wo sie irgendwo in der Ferne auf Empfangsantennen treffen, rufen sie im Fernhörer, den der die Empfangsstation bedienende Mensch trägt, ein je nach ihrer Stärke lauterer oder leiseres Summen hervor, dessen Rhythmus der Hörende in eine leicht entzifferbare Klangschiff, die Morse-Beichen, überträgt.

Eine der vielen noch unerklärten Seltsamkeiten, die mit der Wellentelegraphie zusammenhängen, ist, daß die Wellen bei Nacht viel weiter gelangen als am Tage; daraus folgt für die Praxis, daß die Nacht zum Telegraphieren mit elektrischen Wellen dem Tage vorzuziehen ist. Und wenn man natürlich den Tag nicht völlig ausschalten kann, so sprechen doch insbesondere die Großstationen, deren Stimmen man viele tausend Meilen weit hört, am liebsten bei Nacht, weil sie dann sicher sind, deutlich verstanden zu werden. Heute, im Kriege, kommt diesen Stimmen der Nacht besondere Bedeutung zu; deshalb können außer denen, die beteiligt sind, nur wenige sich rühmen, sie vernommen zu haben.

Jedes Schiff, das heute zur See geht, ist mit einer Funkenbude, Sender und Hörer ausgestattet, und nach Mitternacht können nun auf See die mannigfaltigsten Stimmen in diesen Apparaten für drahtlose Depeschen. Die erste Stimme ist stets die der gewaltigen deutschen Großstation Norddeich. Sie ist außerordentlich pünktlich, genau um zwölf Uhr nachts klingt die kräftige, klare Stimme an und sendet, nachdem sie das Anfangszeichen gegeben

hat, durch die summennde, brummennde, wirre Welt von Geräuschen, die im Empfänger die rastlose Tätigkeit der Wellentelegraphie in der ganzen Welt verkünden, die deutschen Tagesberichte und Meldungen hinaus. Stellt dann die Wellenlänge anders ein, so kommt Poldhu, die englische Großstation, zu Wort, deren Stimme einen tiefen, groben, murmelnden Klang besitzt. Und wenn man die Wellenlänge nochmals ändert, so wird diese große Stimme durch eine feinere, glockenähnliche verdrängt, die von den Masten des Eiffelturmes kommt.

Aber immerwährend, indes der Lauscher auf hoher See nach einander auf diese Stimmen horcht, geht das Summen und Klingen der unzähligen drahtlosen Meldungen, die den Luftstrom durchschwirren, als ein undeutliches Longewir weiter. Plötzlich spricht wieder eine laute Stimme durch dieses Gemurmel. Es ist die des Befehlshabers der englischen Nordsee-Flotte, und seine Drahtung klingt, weil er sich in ziemlicher Nähe befindet, natürlich sehr viel stärker als die Stimmen von Norddeich, Poldhu oder vom Eiffelturm. Bald wird die Stimme eines Flottenbefehlshabers im Mittelmeere laut, bald hört man den Leiter der deutschen Nordsee-Flotte sprechen, oder man lauscht Befehlen, die von fern der russische Höschkommandierende in der Ostsee ergehen läßt.

Natürlich sind das alles nur Laute, deren Inhalt man nicht versteht. Es sind verabredete Zeichen, deren Sinn nur der enträtseln kann, der den Schlüssel dazu besitzt. Indes geht durch die Apparate auch eine ganze Anzahl von Botschaften, die nicht politischer oder militärischer Natur sind und sich keiner geheimen Zeichen bedienen. Das ist dann der Humor im dienstlichen Leben des Wellenempfängers. Eben hat er noch Madrid oder Saloniki sprechen hören, und wer weiß was für bedeutende politische oder militärische Entscheidungen oder Mitteilungen das geheimnisvolle Summen und Ticken enthielt — da fährt dazwischen eine Botschaft von Smith an Jones, worin er ihm die bedeutungsvolle Tatsache mitteilt, daß er 2,000 Pfund Erbsen an ihn habe abgehen lassen!

Haus und Garten-Allerlei.



Mein Best.

Ich habe gute Dienerschaft;
Die Knechte heißen Selbst-geschafft
Und Früh-zu-Bett und Auf-bei-Zeit;
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;
Durst, Hunger heißen Schenk und Koch,
Hab auch zwei Edelknaben noch,
Genannt: Gebet und gut Gewissen!
Die, bis ich schlaf, mich wiegen müssen!

Der Obstkeller soll sofort nach dem Räumen gereinigt werden, da es im Sommer meist unterbleibt. Zunächst werden die Wände abgeburstet und dann mit dicker Kalkmilch angestrichen. Diese muß gründlich in die Fugen gestrichen werden, damit auch das Ungeziefer vernichtet wird. Nachher wird tüchtig geschwefelt.

Eine Kuh vermag in einem Haushalt, wo immer man eine Kuh halten kann, durch Molkeerprodukte den vierten Teil der Lebensmittel der Familie zu liefern.

Größere Gemüsesamen, wie Erbsen, Bohnen, Kettich, soll man vor der Aussaat stets auslesen und die fehlerhaften und verkümmerten Körner ausscheiden. Schlechter Samen keimt mitunter gar nicht oder liefert schwächliche Pflanzen. Die wenige Zeit, die man auf die Arbeit des Auslesens verwendet, wird reichlich belohnt.

Ein guter Kriegersteet sind die Blätter der Erdbeeren. Zur Bereitung des Erdbeertees sammelt man ausschließlich die jungen, garten Blätter, am besten morgens, sobald der Tau von ihnen verschwunden ist, und trocknet sie in einem hellen, luftigen Raume — nicht im Sonnenbrande. Der Tee wird genau so zubereitet wie jeder andere; mit Milch und Zucker genossen, ist er vom chinesischen im Geschmack nur wenig verschieden und hat obendrein noch den wertvollen Vorzug, nicht als Reizmittel auf das Herz zu wirken wie jener, so daß auch Herzleidende das würzige Getränk unbedenklich und reichlich genießen dürfen. Es können übrigens auch die jungen Blätter des Himbeer- und des Brombeerstrauches zu dem gleichen Zwecke verwendet werden; Brombeerblättertee ist schon lange Jahre im Handel unter dem Namen deutscher Familienteetee, Rubontee u. dgl.

Wer keinen Komposthaufen hat, kann allen Abgang aus dem Garten gut verwenden, wenn er alles zwischen seine Himbeeren, Johannisbeeren oder Stachelbeeren bringt. Dort kann es über Sommer obenauf liegen bleiben, schützt gegen das Austrocknen, wird im Herbst leicht untergegraben. Die Sträucher sind dankbar für solche Auffüllung.

An hochstämmigem Beerenobst entstehen häufig viele Ausläufer. Sie abzustecken hat wenig Erfolg, denn es bilden sich dadurch immer mehr. Man gräbt die Erde leicht ab und zieht die Ausläufer heraus; sie lösen sich leicht an der Ausgangsstelle ab.

Nach einem starken Regen oder einer ganzen Regenperiode läßt sich am besten beurteilen, wo die Anlage einer Drainage erforderlich ist.

Hoher Kalkgehalt im Erdreich gibt den Obstbäumen gedrückten Wuchs. Kirschen und Pfirsiche verlangen direkt nach Kalk im Boden, Äpfeln kommt er sehr zugute, Birnen brauchen weniger. Für flachwurzelnende Zwergbäume, die in voller Sonne stehen, ist Kalkboden in der Regel zu heiß und trocken.

Biersträucher, die im vorigen Herbst gepflanzt wurden, müssen im Laufe des Winters oder Frühjahr zurückgeschnitten werden, damit von unten auf eine reiche Verzweigung erzielt wird.

Alpenveilchen werden nach der Blüte kühler gestellt und mäßig begossen, damit sie nach und nach zur Ruhe kommen. Nach dem Abwelken läßt man die Knolle im Topfe und stellt diesen über Sommer in den Keller.

Ein einfaches Verfahren, um das Blühen der Blumen zu verlängern, besteht darin, daß man die Blüten entfernt, noch ehe sie völlig ausgeblüht haben. Es entwickeln sich dann stets neue Blüten, und die Pflanze blüht dankbarer.

Die Sonnenblume gegen Malaria. Dr. med. Fock aus Oshandia (Deutsch-Südwestafrika) schrieb im „Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene“: „Der Volksmund behauptet schon längst, daß da, wo Sonnenblumen in Mengen angepflanzt werden, die Malaria eingeschränkt oder beseitigt werde. Die Erklärung dafür war mir bisher nicht bekannt. Nun beobachteten wir in der bisherigen Regenzeit, daß die Rückseite der Stengelblätter mit einem flebrigen Saft bedeckt war, der große Mengen von Mücken verschiedenster Art festhielt und umkommen ließ, darunter auch viele Anophales. Nach Aufhören der Regenzeit verschwand dieser Saft, wohl infolge der bei uns so hochgradigen Trockenheit der Luft, und der Mückenfang hatte damit sein Ende. Wo keine Mücken, da keine Malaria, der Zusammenhang erklärt sich nun leicht. Da die Sonnenblume nicht nur anspruchslos ist und außerdem in ihren Kernen ein gutes Hühnerfutter, in der ganzen Pflanze ein erstklassiges Pferdefutter und in der Blüte eine wertvolle Bienennahrung darstellt, so ist der Anbau in allen mückenreichen Gegenden zu empfehlen.“

Pflanzt einen Quittenbaum! Bei den Bestrebungen, die in kommenden Zeit mehr, als es bis jetzt geschehen ist, einsetzen, um unsern Obstanbau nach Kräften zu fördern, ist es von Nutzen, eine haltbare und außergewöhnlich wertvolle Frucht in empfehlende Erinnerung zu bringen, die es verdient, einen Platz im Garten zu bekommen. Es ist die Quitte. Ihre Anpflanzung kann nicht nur im Obstgarten stattfinden. Wie oft ist gerade für Quitten eine passende Stelle im großen oder kleinen Hausgarten, wo sie sich durch die grüne Belaubung, durch den schönen Blütenschmuck und nicht zuletzt im herrlichen Behang duftender, leuchtend-gelber Früchte als Nutz- und Ziersträucher sehen lassen können! Die Birnquitte ist der Apfelquitte infolge ihres größeren Wertes bei Anpflanzung vorzuziehen. Die großen Erträge, der Wert der Früchte zum Einmachen, zu Gelee u. s. w. sind von so hoher Bedeutung, daß jeder Gartenbesitzer wohl mit den Jahren die Quittenernte als eine der lohnendsten Obstarten bezeichnen kann. Die Quitte verursacht wenig Kulturarbeit.

Kartoffelkeime gehören nicht in den Abfallkasten. Die Keime der Kartoffeln enthalten ein starkes Gift, das Solanin. Es ist zu befürchten, daß in den Städten, deren Einwohnern diese Tatsache oft nicht bekannt ist, derartige Keime, die die Kartoffeln im Frühjahr im Keller treiben, unter die Abfälle geraten und dadurch dem Vieh, für das die Abfälle gesammelt werden, gefährlich werden.

Als Saatkartoffeln bringen, wie durch viele Versuche nachgewiesen, die Mittelskartoffeln die größten Erträge; große Kartoffeln gaben 10 Prozent weniger Ernte, und die kleine Saat blieb beträchtlich zurück. Es läßt sich das leicht erklären, weil die großen Knollen von Pflanzen mit nur wenig Knollen stammen, also reichlicher ernährt werden. Die Größe ist deshalb keine Staudeneigenschaft, kann also nicht vererbt werden. Wohl aber ist die geringere Knollenzahl an der Staude eine vererbliche Eigenschaft. Die Kartoffeln bringen ganz beträchtlich größere Erträge, wenn beim Legen die Augen nach unten kommen, so daß die Keime im Bogen der Erdoberfläche austreiben.

Aufgegangene Gemüsepflänzchen sind durch aufgelegte Reiser und Drahtgeflecht gegen Spähen und andere Feinschmecker zu schützen.

Stecklinge von Nelken werden in Kästen gesteckt. Die Anwurzlung wird durch etwas Bodentwärme befördert. Für die Vermehrung werden Seitentriebe benutzt, die nicht abgeschnitten, sondern abgerissen werden.

Eine hübsche Ampelpflanze ist das rundblättrige Pfennigkraut, (Lysimachia nummularia), eine wild wachsende, kriechende Wiesens- und Sumpfpflanze mit schönen goldgelben Blüten. Eine goldgelbblättrige Abart hat in Gärten vielfach als Ampel- oder Sängerpflanze Verwendung gefunden. Die Triebe werden etwa 2 Fuß lang, und die Pflanze wächst bei reichlicher Bewässerung sehr üppig. Zur guten Färbung der Blätter ist ein heller, sonniger Standort nötig.

Würmer aus Blumentöpfen zu entfernen, gelingt leicht dadurch, daß man einen angefaulten Apfel neben die Pflanze legt. Schon nach kurzer Zeit wird man Würmer an dem Apfel bemerken; sie werden entfernt und der Apfel wieder auf den Topf gelegt. Allmählich ziehen sich alle Würmer in den ihnen besser munden Apfel.



Das Elternhaus.



Da, wo des Menschen Wiege stand,
Die Heimat traut und süß,
Die bleibt ihm ewig, ewig lieb,
Wie lange er sie lieb,
Wie weit die Ferne ihn gelockt
Hinaus nach Ost und West, —
Stets unbergänglich wird ihm sein
Das heimatliche Nest.

Ob es am allerfernsten Strand,
Ob dürftig oder reich,
Ob hoch und stolz, ob unbekannt:
Dem Herzen gilt es gleich;
Wie uns das Glück auch freundlich lacht,
Ob es uns friedlich läßt:
Die beste Zuflucht bietet stets
Das heimatliche Nest.



Der Bau ist's nicht, den hat ja auch
Das Vöglein treu gehegt;
Der Ort ist's nicht, wenn er uns auch
Manch lieb Erinnern trägt:
Es ist der Elternliebe Band,
Das fettet dort so fest,
Das zieht von neuem stets zurück
Zum heimatlichen Nest.

Der Mutter Lieb', des Vaters Hug',
Sie haben es verflärt;
Der treuesten Liebe Blut und Hauch
Hat dort ja ihren Herd.
Und tiefer fühlt sich dieses Glück,
Als es sich sagen läßt,
Daß Gottes bester Segen ruht
Im heimatlichen Nest.

Bessere Hausgärtnererei.



Mit dem herannahenden Frühjahr tritt unser Land in das zweite Kriegsjahr ein, und stärker noch als vor Jahresfrist erschallt schon seit Wochen der Ruf an Farmer, Gärtner, Vorstädter und Gartenfreunde: „Tut euer Bestes für die Volksnahrung!“

Vor einem Monat schrieb der Präsident an die Farmer von Illinois einen langen Brief — er wandte sich damit an die Farmer des ganzen Landes — und mahnte aufs eindringlichste zu intensivster Wirtschaftsweise, sonst werde Amerika auf dem Nahrungsmittelgebiete trüben Zeiten entgegengehen. Er tat genau nach den Worten, die einst am 28. Januar 1778 aus dem Munde George Washingtons an den Kongreß ergingen: „Wenn nicht reichliche Vorräte im Laufe dieses Winters und des nahenden Frühjahrs eingelegt werden, so kann von den Unternehmungen im nächsten Feldzuge nichts Günstiges erwartet werden, sondern unsere Waffen, geschwächt durch die Verlegenheit unregelmäßiger und schwankend fließender Nahrungsversorgung, werden keine andern Früchte ernten als Schmach und Enttäuschung.“ Das Ackerbauamt unserer Regierung ist daher jetzt, wie Herr Wilson den Farmern bekannt gibt, auf die höchste Leistungsfähigkeit gebracht worden, die es je besessen hat. Sein Stab zählt über 18,000 Fachleute. Die landwirtschaftlichen Colleges und Experimentierstationen sind durch eine Gesamtbewilligung von \$172,000,000 mit den besten Hilfsmitteln ausgestattet; 10,271 Lehrer unterrichten auf diesen Ackerbauschulen 125,000 junge Leute, und viele Tausende von Farmern erhalten durch landwirtschaftliche Schriften, die von der Regierung in alle Teile des Landes ausgesandt werden, Winke und Ratschläge zur Förderung ihrer Berufsarbeiten. Zudem hat die Regierung dafür gesorgt, daß durch die „Federal Reserve“-Banken für die Farmer Anleihen auf lange oder kurze Termine erhältlich sind, um sie in den Stand zu setzen, die Aufgaben des Landes, welche jetzt von ihnen verlangt werden, ohne Sorgen und desto besser erfüllen zu können.

Die Farmer hören den ernststen Ruf der Zeit sehr wohl. Jeder Gartenliebhaber hört ihn ebenfalls. Alle kennen den Ernst der Lage und haben den guten Willen, ihr Bestes zum Wohle der Allgemeinheit zu tun. Kann aber nicht leicht wieder ein bedauerlicher Fehler in der Volkswirtschaft gemacht werden? Letztes Jahr wurde er in vielen Hausgärten gemacht! Der Patriotismus, der Gutes säen wollte, erntete in vielen Fällen das Gegenteil. Tun wir, da jetzt aufs neue Berufene und Unberufene, Praktiker und Theoretiker, alle Tageszeitungen, Wochenblätter, Magazine und Monatschriften ihre Stimmen für Haus- und Kriegsgärten erheben und sie als gewaltigen Faktor zur Ernährung der Nation anpreisen, mit Besonnenheit und Ueberlegung einen gebührenden Rückblick.

Ueber viele Hausgärten des letzten Jahres läßt sich das Urteil in zwei Worte zusam-

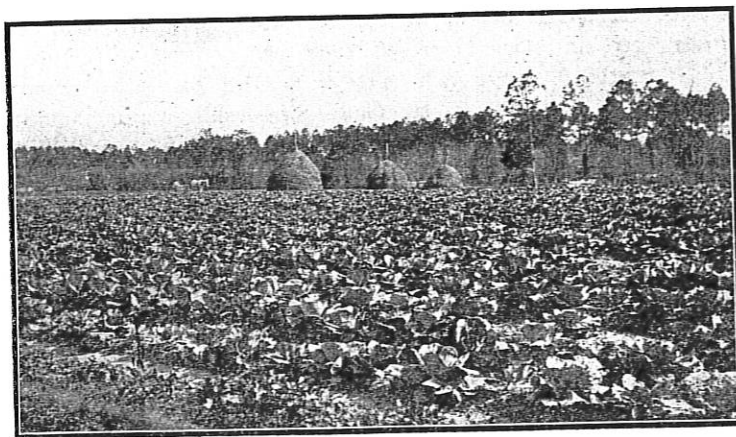


Ein hübsches Vorstadtheim.

menfaffen: Ein Fehlschlag; oder, wenn man lieber will: Ein Rechenfehler. Nur in sehr wenigen Fällen der neu unternommenen Gartenanlagen zahlten die geernteten Erzeugnisse für die Mühen und Kosten. Die gesunde Arbeit, die freilich immerhin wohl zu bewerten ist, soll hierbei nicht berechnet sein; aber die Erträge, die man erwartete, stellten sich meist nicht ein, und die Hoffnungen, die man hegte, wandelten sich in Enttäuschungen. Besonders gilt dies von den Gärten der inneren Stadt.

Wie kam das? Und was bedeutet es? Das kam daher, weil viele Neulinge zwar frisch und fröhlich an die Arbeit gingen, aber wenig davon verstanden und dann mit ihren Gärten dem Samen unter Dorn und Gestein glichen: das Unkraut erstickte ihre Saaten, und sie selbst hatten nicht Wurzel — die Gärten, erst schön und herzerfreulich, sahen bald verwilderten Kirchhöfen ähnlich. Das bedeutete dann aber eine riesenhafte Verschwendung wertvoller Sämereien!

Ein Beispiel. Von einem Wohltäter und Patrioten war in den Außenteilen einer Großstadt ein schönes Stück Land von vielleicht 200 Akern einer Schule zur Verfügung gestellt worden, um den Schulkindern und gartenlosen Eltern der Kinder die Bearbeitung eines Hausgartens zu ermöglichen. Im zeitigen Frühjahr begann man das in viele Parzellen einge-



Ein schönes Krautfeld im Frühsommer.

teilte Land mit bienenmäßigem Eifer zu bearbeiten. Aber gar bald wucherte, teils infolge schnell eintretender Unlust, teils auch, trotz angestrengter Bemühungen und Liebe zur Sache, aus Unerfahrenheit der Arbeitenden, der ganze Garten voll Unkraut, und schließlich schien es nicht mehr möglich zu sein, das Unkrauts Herr zu werden, — einer nach dem andern der guten Kriegsgärtner streckte wie die Bolschewiki die Waffen und gab den Kampf auf. Im Herbst waren nur noch etliche der Gärtner tätig, um einige wenige Tomaten und verkümmerte Kohlköpfe einzuheimsen. Man würde sehr hoch rechnen, wollte man den Wert aller dort auf den 200 Akern geernteten Gemüse mit \$100 bewerten. Zu gewöhnlicher Zeit würde man das ganze Unterfangen als eine Humoreske betrachten, in hochernster Zeit dagegen ergibt sich ein Rechenexempel, das Bedeutung hat. Denn die Bepflanzung eines Akers mit gemischten Gemüse erfordert etwa \$20 wert Sämereien, für 200 Aker also \$4,000. Daß hier sonach eine ernstliche Vergeudung vorliegt, bedarf keiner weiteren Ausführung. Was hätten Berufs- und Handelsgärtner und solche, die alljährlich Gärten pflegen, und auch Neulinge, die richtig und mit Ausdauer ans Werk gehen, mit denselben Sämereien und denselben Landparzellen doch so ganz andere Ergebnisse erzielen können!

Aber es muß noch mehr in Betracht gezogen werden. Wenn

der Ruf erschallt: „Tut euer Bestes für die Volksernährung! — so kommen von vornherein die besser gepflegten Gärten der Vororte schon weniger in Betracht; denn sie wurden auch bereits vor dem Kriege meistens möglichst gut bearbeitet und bestellt. Das Haushaltungsmotto der Vorstadtbürger hieß schon früher: Sparen. Die Erzeugnisse dieser Gärten bilden daher keinen beträchtlichen Zuwachs zur Volksernährung. Soll die wirklich gehoben und vermehrt werden, so muß es also durch gut gepflegte Stadt- und Hausgärten geschehen!

Ferner, der Vorrat an fast allen landwirtschaftlichen Sämereien — und hierzu gehören Gemüsesamen — ist in diese Jahre ein so beschränkter, daß viele Farmer und Gärtner kaum ihren Bedarf werden ausreichend decken können. Eine Vergewandung ist daher weniger als je am Platze, und die gute Meinung an jeden, der ein Stückchen Land hat, wäre es auch nur ein kleiner Hinterhof: „Tut euer Bestes für die Volksernährung“ bedeutet somit nicht bloß, die ersten Gartenarbeiten zu verrichten und den Samen einzusäen, sondern — vor allen Dingen und um so mehr — das Gartenstück mit der Hacke fleißig von Unkraut rein zu halten und zu lockern, die Pflänzchen zu pflegen, zu begießen und gegen Ungeziefer zu schützen. Saatstoffeln z. B. waren im letzten Frühjahr für Geld und gute Worte nicht zu erhalten, während im Kleinverkauf Tausende von Bushels durch die Abgabe an Nichtfarmen verschwendet wurden, die in Händen von Fachleuten und fleißigen Leuten eine sichere Ernte und damit ein wirklichen Nahrungsmittelzuwachs gewährleistet hätten. Ist also der Vorrat an Sämereien knapp, so sollte gute Gartenpflege um so eifriger und intensiver sein.

Und noch eins! Die Ernte unserer Hausgärten fällt ja in eine Zeit, in welcher Gemüse jeder Art reichlich, in vorzüglicher Güte und sehr billig auf dem Markt kommen, so daß auch für den bescheidenen Haushalt frisches Gemüse sehr wohl erschwinglich ist. Aber wenn nun jeder städtische Hausgärtner seinen Fleiß, würde es dann nicht möglich sein, noch größere Mengen auf den Markt zu bringen, so daß jede Hausfrau ihre Einmachegläser für den Winter zu den niedrigsten Preisen füllen könnte? Auch das sollte bei

ein Sporn sein für bestmögliche Hausgärtnerei!

Die meisten Hausgärtner werden dieses Jahr, da die Saatstoffeln reichlicher vorhanden sind als letztes, desto eher Kartoffeln pflanzen. Vielleicht ist gerade da manchem der Hinterrücken willkommen, daß die gewohnte Art der Kartoffelpflanzung teils verschwenderische, teils unpraktische ist. Die Augen Kartoffel, an denen die Wurzel- und Blattkeime hervorbrechen, liegen am entgegengesetzten Ende von der Stelle, an der die Pflanze mit der Mutterpflanze verbunden gewesen ist, und wie der Kartoffel in lockerem Boden sich beliebig ausbreiten und gehen kann, ist die Lage der jungen Knolle regelmäßig mit Keimende nach unten, mit dem Nabelende nach oben. Das ist darauf hin, daß dies die natürliche, für die Vermehrung teilhafteste Lage ist. Try it! Im Großbetriebe ist es natürlich nicht durchführbar, jeder einzelnen Saatkartoffel diese zureichende Lage mit der Hand zu geben, wohl aber im gärtnerischen Betriebe, für den jetzt Kräfte genug vorhanden sind, weibliche und Kinderhände damit beschäftigt werden.

Keine Gartenarbeit ist sehr mühsam, wenn sie nur Liebe und Verständnis betrieben wird. Für die Volksernährung aber ist sie sehr nützlich, und für die Volksernährung trägt noch so kleine, aber gut gepflegte Hausgärten unter Gottes Segen ein hoch zu bewertendes Scherflein bei!